

RENATE DÜRR

SEMANTIK
UND
GERONTOLOGIE

GEHALTENE REDEN

©Renate Dürr, die sich zu Recht alle Rechte vorbehält,
insbesondere das der öffentlichen Nachrede

Universität Karlsruhe, Institut für Philosophie, 1997

Vorworte

Eigentlich sollte hier ein "Vorwort" stehen, aber dann musste ich feststellen, dass all das, was zu erläutern anstand, nicht in ein Wort hineinzubekommen bzw. nicht mit einem Wort auszudrücken war. Natürlich hatte ich stattdessen eine "Vorrede" schreiben können; aber erstens ist dies keine Rede und zweitens ist dieser Ausdruck, falls es sich eben nicht um etwas Gehaltenes zu Haltendes handelt, Kant vorbehalten. Der absolut korrekte Ausdruck "Vorsätze" wird dummerweise in unserer Sprachgemeinschaft immer nur in seiner nichtwörtlichen Bedeutung verstanden und kommt deshalb nicht in Frage. Da "Wörter" vereinzelte Worte, ohne Rücksicht auf den Zusammenhang sind, also Vorwörter eine blindwütige Zusammenstellung irgendwie vorher vorkommender Wörter, und dies hier entscheiden nicht der Fall ist, sondernes sich im Gegenteil um etwas außerordentlich Sinnvolles handelt, kam auch der Ausdruck "Vorwörter" nicht in Frage. Nach diesen selbstreferentiellen Vorworten komme ich nun zu jenen, die sich auf die wesentlichen Worte, d.h. die Texte beziehen.

Vor nunmehr genau zehn Jahren hielt ich die erste Rede meines Lebens, und seither habe ich den Mund nie mehr richtig geschlossen. Neugebackene Doctores Jubilare aller Art, aber auch harmlose Besucher von Weihnachts- und sonstigen Feiern – keine und keiner entgeht mir. Aber auch ich leide, wie z.B. manche Philosophen des Mittelalters, unter der Tatsache, dass der geäußerte Laut, der *flatus vocis*, weht und mithin verweht. Es soll zwar, laut einem Gedicht Worte geben, "die nie verhallen", aber ob meine dazugehören, möchte ich – ungeachtet meiner Überzeugung – doch bezweifeln. Um also kein Risiko einzugehen, scheint es mir geboten, aus dem Gehaltenen etwas Vorliegendes zu machen.

Karlsruhe, im September 1997

Renate Dürr

Nachworte

Im Mai 2011 wurde der Text rechtschreibreformiert, die Bilder etwas umsortiert, aber ansonsten nichts verändert.

Inhalt

Vorworte	2
Ist Wolfgang Breidert ein Philosoph?	4
..	
Was ist ein Lenk?	8
Eklatante Verstöße.....	11
Veteranenolympiade	14
Eine Sache der Interpretation.....	17
Das Rhinoceros-Schnitzel	24
Katharina zwischen Kant und Platon	26
Über Kausalität und ähnliches.....	30
Unterschiede	33
Über die seltsame Semantik des Ausdrucks "alt"	37
Campanas Katze.....	40
Konnotationen des Ausdruckspaares "Bruder und Schwester"	43
Die Enthüllung.....	46
Das Raumproblem in der Philosophie.....	48

Ist Wolfgang Breidert ein Philosoph?

(zum 50. Geburtstag am 25.9.1987)

Im Jahre 1937 feiert Berlin seinen 700. Geburtstag, in der UdSSR wird der 3. Fünfjahresplan aufgelegt, in Lakehurst geht das Luftschiff LZ 129 in Flammen auf, Roger Martin du Gard erhält den Literaturnobelpreis, Picasso malt "Guernica", die MS "Normandie" gewinnt das Blaue Band in 3 Tagen, 23 Stunden und 2 Minuten, die Golden-Gate-Bridge wird in Betrieb genommen, Konrad Lorenz schreibt über den Begriff der Instinkthandlung, Karl Jaspers über Descartes und die Philosophie, in Paris findet die Weltausstellung statt, Maurice Ravel stirbt, Joe Louis wird Boxweltmeister durch einen k.o.-Sieg über Braddock, John D. Rockefellers Jahreseinkommen beläuft sich auf 300 Mio. Dollar, Wolfgang Breidert wird geboren, C.J. Davisson und G.P. Thomason bekommen den Physiknobelpreis für den experimentellen Nachweis der Elektronenwellen, beim Fußballländerspiel England-Schottland gibt es einen Zuschauerrekord: 149547 Menschen sehen das Match, von Königswald findet auf Java einen Menschenschädel mit 800 cm³ Schädelinhalt, Sidney Franklin dreht "Die gute Erde", Alfred Adler stirbt, Rastorgoneff stellt mit 652,3 km einen Segelflugweltrekord auf, Samuel F. Leibowitz erreicht die Niederschlagung einer Notzuchtanklage gegen Farbige in Alabama, Beckmann malt "Geburt, Tod, Hölle der Vögel", Kinobesucher erfreuen sich an Hans Albers und Heinz Rühmann in "Der Mann, der Sherlock Holmes war", Max Hartmann schreibt die "Philosophie der Naturwissenschaft" und Gertrud Bäumer schreibt "Adelheid, Mutter der Königreiche", Aljechin wird Schachweltmeister und A. Bernatzik erforscht im nördlichen Siam das Mongoloidenvolk Phi-tong-luang, das eine Horden- und Bambuskultur und am Aussterben ist.

"Ein Philosoph", sagt Friedrich Nietzsche, "das ist ein Mensch, der beständig außerordentliche Dinge erlebt, [...]ein Mensch, um den herum es immer grollt und brummt und klafft und unheimlich zugeht."¹

Q. e. d.!

Der nämliche Autor stellt fest: "Man erkennt einen Philosophen daran, dass er drei glänzenden und lauten Dingen aus dem Wege geht, dem Ruhme, den Fürsten und den Frauen [...]"² Was nun

¹ Nietzsche, F., Jenseits von Gut und Böse, in: G. Colli - M. Montinari (Hg.), Nietzsches Werke, 6. Abt., 2. Bd., Berlin 1968, S. 292.

² Nietzsche, F., Zur Genealogie der Moral, a.a.O., S. 372

die Fürsten betrifft, so hat die Historie bereits das ihre getan: Sie hat gesprochen! **Die** Sache ist entschieden und muss uns nicht mehr kümmern.³

Beim "Ruhme" ist eine Fallunterscheidung angezeigt: Man bedenke, Nietzsche schrieb *Zur Genealogie der Moral* zwar nach der Rechtschreibkonferenz von 1876, aber vor der Orthographischen Konferenz von 1901, die nur dem Thron sein unnützes "h" ließ. Meint Nietzsche also jenes goldgelb glänzende Getränk, das an sich nicht laut ist, wohl aber laut macht, dann ist mit Fug und Recht geltend zu machen, dass eine Begegnung zwischen dem Kandidaten und jenem nicht beobachtet werden konnte. Fall 1 ist somit erschlagen.

Fall 2 (der Ruhm, von dem das Wörterbuch sagt, dass er zu den relativen oder bedürfnisbezogenen Werten gehört, und der die Form der höchsten Steigerung der Ehre ist) fordert zu einer etwas umfangreicheren, mühseligeren⁴ Analyse heraus. Selbstredend könnte man es sich leicht machen und mit voller Berechtigung - gestützt auf empirisches Material - festhalten, dass im zu untersuchenden Fall eine Begegnung usw. s.o. - aber so einfach sind die Verhältnisse nicht.

Da ist zuerst einmal der Begriff "Ruhm", der ganz und gar aus dem ontologischen Rahmen fällt. Fürsten und Frauen kann man sehen, hören, kneifen und mithin im Bedarfsfalle aus dem Weg gehen. Wie geht man einer körperlosen Entität, die per se gar nicht auf dem Weg (oder sonst wo) **liegen** kann, aus demselben? Es drängt sich der Verdacht auf, dass "aus dem Weg gehen" vielleicht metaphorisch gemeint ist. Dann ist es allerdings eine Sprachschlamperei sondergleichen, in ein und demselben Satz ein und dieselbe Prädikatskonstruktion eigentlich und uneigentlich zu setzen. Es rede sich keiner auf "Sprachökonomie" heraus.

Mit größten Bedenken, widerwillig, aber immerhin, ist die Metaphorik ins Kalkül zu ziehen und das Wort "Ruhm" näher zu untersuchen. Ist es überhaupt zu Recht ein Substantiv? Hans Reiner sagt: "Ruhm ist das **Ansehen** um einer ganz besonders hervorragenden Leistung willen"⁵. Reiner sagt nicht, "das Ansehen, das jemand genießt"; er sagt nicht, "das Angesehenwerden". Und weil wir unseren Verstand nicht durch die Sprache verhexen lassen:

³ Nur der Vollständigkeit halber: Nicht auf der ganzen Welt ist dieses Kriterium hinfällig, man denke an England; es könnte aber auch sein, dass das Kriterium ein solches ist, dann ... na ja.

⁴ In der Sprechweise der Mathematiker ausgedrückt: "Es ist evident, dass ..."

⁵ Reiner, H., *Die Grundlagen der Sittlichkeit*, Meisenheim am Glan 1974², S. 412

Bei "Ansehen" und seinem Synonym, dem "Ruhm", handelt es sich um ein asymmetrisches, nicht-transitives, irreflexives Verb im Aktiv. (All jene, die das nicht einfach glauben oder aus ihrer Deutschstunde anders in Erinnerung haben, finden am Ende des Textes eine Tabelle zur Feststellung der Sinneigenschaften!) Wenngleich sich Nietzsches Satz ob dieser gründlichen Analyse als sinnlos herausgestellt hat, tun wir einfach so, als habe er Bedeutung. Es kann aber unmöglich gemeint sein, dass "Blindheit" eine notwendige Bedingung für den wahren Philosophen sei. Es ist undenkbar, dass der Philosoph nichts und niemanden ansehen dürfe. Jetzt wird ganz klar, die Bedingung lautet: Ein Philosoph ist ein Mensch, der nicht laut und glänzend⁶ irgendwas/irgendwen ansieht. Der zweite Teil von Reiners Definition des Ruhms, das "um ... willen", kann getrost vernachlässigt werden. Seien wir doch Behavioristen, halten wir uns an das Beobachtbare und lassen Motive und Beweggründe außer Acht. Der Fall ist also auch vom Tisch, wenden wir uns der vermeintlich problematischsten Teilaussage zu.

Es wäre schon eine leidige Sache, die mit den Frauen - aber getrost: Erstens (und eher unwesentlich) wird nicht vorgeschrieben, wie weit diesen aus dem Weg zu gehen ist, zweitens ist das Referenzobjekt wohlbestimmt, es ist die Menge der lauten und glänzenden Frauen.

Es ist wohl unnötig, den Beweis Schritt für Schritt zu führen, denn es ist evident für Realisten, dass die Menge der Philosophen und die Menge der lauten und glänzenden Frauen disjunkt sind, und für Nominalisten ist es sowieso klug, Mengen aus dem Weg zu gehen.

Somit ist erwiesen, dass Wolfgang Breidert ein Philosoph ist. Sollte irgendwer noch den geringsten Zweifel hegen, dann schaue er sich Breiderts Arbeitsplatz im Institut für Philosophie zu Karlsruhe an, und halte sich Nietzsches normatives Kriterium vor Augen: "So allein geziemt es sich bei einem Philosophen: Wir haben kein Recht darauf, irgend wo(d)rin einzeln zu sein ..." ⁷ !

⁶ Man beachte: Es ist eine Konjunktion, deren Vorderglied in jedem Fall falsch ist, so dass es gar nichts ausmacht, wenn die Augen, bspw. fieberbedingt, glänzen.

⁷ Nietzsche, F., Jenseits von Gut und Böse, a.a.O., S. 260

Tabelle zur Feststellung der Sinneigenschaften
Symmetrie, Transitivität und Reflexivität:

P ist symmetrisch = _{df}	$(x)(y)(Pxy \rightarrow Pyx)$
nichtsymmetrisch = _{df}	$\neg(x)(y)(Pxy \rightarrow Pyx)$
asymmetrisch = _{df}	$(x)(y)(Pxy \rightarrow \neg Pyx)$
transitiv = _{df}	$(x)(y)(z)(Pxy \& Pyz \rightarrow Pxz)$
nichttransitiv = _{df}	$\neg(x)(y)(z)(Pxy \& Pyz \rightarrow Pxz)$
intransitiv = _{df}	$(x)(y)(z)(Pxy \& Pyz \rightarrow \neg Pxz)$
reflexiv = _{df}	$(x)(\exists y)(Pxy \vee Pyx \rightarrow Pxx)$
nichtreflexiv = _{df}	$\neg(x)(\exists y)(Pxy \vee Pyx \rightarrow Pxx)$
irreflexiv = _{df}	$(x)(\exists y)(Pxy \vee Pyx \rightarrow \neg Pxx)$

(Weihnachtsfeier, 21.12.1989)

Es geht mir im Folgenden nicht so sehr darum, Ihnen die gelungene Lösung eines partiellen Problems darzustellen, sondern vielmehr habe ich die Absicht, die Methoden und die Leistungsfähigkeit der Analytischen Philosophie zu rehabilitieren bzw. überhaupt ins rechte Licht zu rücken.

Zu rehabilitieren ist die analytische Philosophie gegen die Auffassung - und ich zitiere ein Institutsmitglied -: "Die Analytiker werden maßlos überschätzt".

Ins rechte Licht ist sie zu rücken gegen die erschreckende Ignoranz - und ich zitiere ein anderes Institutsmitglied mit seiner Antwort auf die Frage: "Was ist Analytische Philosophie?", die er selbst beantworten musste, weil kein Seminarteilnehmer es tat -: "Analytisch heißt, dass man nichts mehr zu tun braucht, weil alles schon drin ist."

Lassen Sie mich nun zum eigentlichen Vortrag kommen. Das Thema meiner Untersuchung lautet:

Was ist ein Lenk?

und selbstverständlich werde ich diese Frage nicht beantworten, nicht weil es sich um ein work-in-progress handelt, sondern weil - wie bekannt - Was-ist-Fragen prinzipiell nicht beantwortbar sind. Die adäquaten Titel "Was bedeutet lenk zu sein, oder schlicht "Was meinen wir, wenn wir "lenk" sagen, erschienen mir jedoch nicht reißerisch genug.

Wie zu vermuten war, kommt das Lenk (und ich wähle mit Absicht das Neutrum, da uns in diesem frühen Stadium der Untersuchung ja keinerlei kennzeichnende Merkmale bekannt sind) nicht in reiner Form vor, sondern offensichtlich nur in einem Kompositum, und zwar im Ausdruck "apelenktisch". Dass uns dieser Ausdruck nur mit einem "l" überliefert ist, ist auf die Nachlässigkeit oder Übermüdung oder die Ökonomiebestrebungen eines mittelalterlichen Schreibers zurückzuführen, korrekt ist selbstredend die Schreibweise "apellenktisch".

Beschäftigen wir uns mit der ersten Silbe des Ausdrucks: Seine korrekte Form ist "k.o. apel". "K.o." ist, wie dem einen oder anderen bekannt sein mag, ein Ausdruck, der dem Boxen zugeordnet ist. In diesem Sprachspiel nun gibt es nur sehr wenige sprachliche Äußerungen (ganz davon abgesehen, dass auch die Menge der Zahlen gerade 9 diskrete und mickrige Elemente enthält), was bedeutet, dass die paar Ausdrücke, die es gibt, sehr ernst zu nehmen sind. Es handelt sich durchgängig um katechorematische Bezeichnungen. Boxen ist ein Sprachspiel ohne Füllwörter, ohne jegliche phatische Kommunikation. "K.o." bedeutet, dass ein Partner

an diesem Spiel nicht mehr teilnimmt, und dies ermächtigt uns, den vorderen Teil ersatzlos zu streichen.

Es macht auch keine besondere Mühe, die dritte Silbe, den "Tisch" zu tilgen, um das reine Lenk herauszudestillieren, wenngleich ich hier etwas weiter ausholen muss.

Zugegeben, sich eines Tisches zu entledigen ist nicht so einfach für einen Naturwissenschaftler, denn jede an einem Körper verrichtete Arbeit vergrößert dessen Energie und versetzt ihn in die Lage, seinerseits Arbeit zu verrichten, ein, wie Sie zugegeben werden, höchst unerwünschter Effekt. Auch der Praktiker, sei er Pyromane oder sei er einfach umweltbewusst hat so seine Schwierigkeiten. Letzterer hat das fast unlösbar gewordene Problem des Abfalls in hoch industrialisierten Gesellschaften so sehr verinnerlicht, dass auf seinen (inneren) Müllberg einfach nichts mehr draufpasst. Ersterem kann nicht entzündbares Material erheblichen Widerstand leisten. (Nun könnte man zwar den hier überflüssig gewordenen Tisch mir zur Verfügung stellen - aber man das ist ein anderes Problem und gerade in der Weihnachtszeit soll man ja nicht egoistisch sein.)

Lassen Sie mich zusammenfassen: Menschen, sofern sie Naturwissenschaftler, Pyromanen oder normalsprachlich sind, haben es nicht leicht in der Welt.

Wie anders ergeht es da doch den Sprachanalytikern und/oder Linguisten, die getreu dem alten Habsburger Motto: "Andere mögen Tische zersägen, du, glücklicher Philosoph analysiere weg!", vorgehen können.

Mit den Mitteln der Linguistik lässt sich die Sachlage auf befriedigende Weise klären (und ich beziehe mich in erster Linie auf die Untersuchungen von G. Martinet):

Morpheme, wie z.B. "Tisch" werden in Lexeme und Grammateme eingeteilt, wobei beide Gruppen nochmals in "freie" und "gebundene" unterschieden werden. Nun ist "Tisch", gleichgültig welches Verständnis von Freiheit man immer auch zugrunde gelegt keinesfalls frei, daraus folgt aufgrund des tertium non datur, zwingend, dass er "gebunden" ist. Gebunden wiederum bedeutet keineswegs, dass unser Wortradikal, also das "Lenk", darauf verpflichtet ist, ständig einen Tisch mit sich herumzuschleppen. "Gebunden" heißt nur, dass ein "Tisch" semantisch unterbestimmt ist, somit in der Menge der Lexeme nichts zu suchen hat und mit Fug und Recht den Grammatemen zugeschlagen werden kann. Wir stellen den Tisch also in den Sprachschuppen, in dem wir auch

Kasus- und Pluralendungen, sowie sonstige Vor- und Nachsilben aufbewahren und lassen ihn dort.

Das Scheidewasser des Linguisten hat nunmehr säuberlich alle Unreinheiten abgetrennt, übrig geblieben ist das pure, unverfälschte "Lenk". Wir haben den Ausdruck, gesucht wird der Bezugsgegenstand. Das Referenzobjekt ist, wen überrascht das, der *Protreptikos* des Aristoteles.

Falls doch jemand überrascht ist, lassen Sie es mich kurz erläutern. Der große Renner auf dem Markt der Wortbedeutungen ist die sog. Kausale Referenztheorie, deren Herzstück ein Taufakt ist. Nun lässt es sich nachweisen, dass der *Protreptikos* die erste Diatribe ist, also ein Text, der epideiktische und apelenktische Teile enthält. Die kausale Referenztheorie besagt, dass wir jedes Mal, wenn wir einen Namen benutzen, genau auf das Objekt referieren, das einstens mit diesem Namen versehen worden ist. Ich möchte die genauere Untersuchung, die Sie im Übrigen in meinem Aufsatz "SemAntik und GerOntologie"¹ nachlesen können, hier nicht weiter ausführen. Jedenfalls habe ich in mühevoller Kleinarbeit rekonstruiert, wie die Namen "epi" "deik" "tisch", "apel" und eben "Lenk" damals zugeordnet wurden und konnte auf diese Weise feststellen: Der Ausdruck "Lenk" bedeutet: "Die Philosophie als reine Erkenntnis ist ohne Nutzen für die Praxis. Das Glück besteht im Handeln".

¹ Dieser Aufsatz ist bedauerlicherweise verschollen, war trotz aller Anstrengung nicht zu rekonstruieren und wurde deshalb zum Titelgeber für das vorliegende Büchlein degradiert.

Eklatante Verstöße

(Promotionsfeier Ekaterini Kaleri, 12.7.90)

Es gibt eine Konvention, dass über den oder die Gefeierte(n), Geehrte(n) - und über den oder die Gedachte(n) sowieso - nur Gutes oder Rühmliches öffentlich ausgesagt werden darf. Es gibt aber, so denke ich, eine Möglichkeit, diese Konvention zu suspendieren, und diese Möglichkeit hat man immer dann, wenn der Adressat in Person und gesund anwesend ist. In diesem Fall ist man nicht darauf verpflichtet, Artigkeiten von sich zu geben, sondern man darf die Tatsachen zur Sprache bringen.

Wir haben uns heute hier versammelt, um Frau Doktor Katharina Kaleri und eklatante Verstöße gegen Ockhams Rasiermesser zu feiern.

Für alle diejenigen, die mit mittelalterlichen Friseurbräuchen nicht so vertraut sind, darf ich kurz den Ausdruck "Ockhams Rasiermesser" erläutern:

William von Ockham, Ende des 13. Jahrhunderts in England geboren, hat zwar Vorlesungen und Seminare gehalten, eine Lehrbefugnis bekam er allerdings nicht, er fiel gewissermaßen unter den schon damals üblichen Radikalenerlass. Er musste jedoch nicht das Los heutiger stellungloser Geisteswissenschaftler teilen, er konnte keine fish & chips-Bude betreiben, denn Amerika exportierte noch keine Kartoffeln; Taxifahrer waren nicht sehr gesucht, die Adelligen hatten ihre eigenen Pferdestärken und die Bauern waren an die Scholle gebunden; und Barbier war kein sehr ehrenwertes Gewerbe. In jenen Zeiten aber gab es noch Könige, und insbesondere einen Ludwig von Bayern, der nicht seine Zeit damit vertat, Schlösser zu bauen und Wagner zu hören, sondern der sein Vergnügen darin fand, mit dem Papst herum zu händeln. Dieser Ludwig nun gab Ockham Brot und Schutz, und ließ sich als Gegenleistung nicht den Bart scheren, wie manche jetzt glauben mögen, sondern Argumentationsschützenhilfe geben. Soweit zu Ockham, jetzt zu seinem Rasiermesser. Dieses Messer benützte er nicht zu seinem ureigentlichen Zweck, denn das wäre möglicherweise ein Verstoß gegen selbiges gewesen, wenn es wahr ist, dass ein Bart umso stärker wächst, je öfter man ihn rasiert. Er fuhrwerkte mit diesem Messer nicht an den Köpfen, sondern in den Köpfen herum, indem er es drohend erhob und sprach: "Du sollst die Anzahl der Entitäten nicht ohne Not vermehren!"

Frau Kaleri, die selbst einmal ein Ockham-Seminar abhielt, hat Ockhams Lehre nicht verinnerlicht! Nicht dass man es ihr zum Vorwurf machen könnte, die Zahl der doctores phil. vermehrt zu haben, denn unter diesen gibt es ja viel Not, weitaus bedenklicher ist das Wissen, das sie erworben hat und sehr wahrscheinlich weiterhin erwirbt und vor allem das Werk, das sie geschaffen hat.

Die Dissertation, *Ein Beitrag zur Methodologie der literarischen Stilinterpretation*, ist ein starkes Stück.

Nicht nur, dass eine neue Theorie über das Verstehen literarischer Texte vorgelegt wurde, die gar nicht nötig war, wie zumindest all diejenigen wissen, die am 26. Juni hier bei dem Vortrag über Hermeneutik waren. Da wurde eindeutig dargelegt, dass man nur die Absicht des Autors herausfinden muss, um einen Text zu verstehen. Und da es nur drei Absichten: Geldgier, Ruhmsucht, Sendungsbewusstsein gibt, liegt die Wahrscheinlichkeit, einen Text zu verstehen, immerhin bei 33,3%, bei Kriminalromanen dürfte sie nahe 1, bei Staatsverträgen bei 0,5 liegen. Aber wie angedeutet, diese neue Theorie ist noch nicht das Schlimmste, wahrhaft entsetzlich sind ihre Implikationen.

Ich gebe zu, dass ich das Buch nicht ganz gelesen habe, aber ich wollte mich nicht schuldig machen, und überhaupt werde ich mich künftig bezüglich des Lesens sehr beschränken, aber soweit ich es mitbekommen habe, hat Frau Kaleri festgestellt, dass der Inhalt oder Gehalt eines Textes jedes Mal im Lese- und Verstehensvorgang geschaffen wird.

Haben wir nicht schon Probleme genug mit der Überbevölkerung auf Erden, müssen jetzt 10 Mio. Bildzeitungsleser täglich auch noch das Universum mit Interpretationen übervölkern? Denken Sie an die Flut der Trivialromane, Gesetzesvorlagen, EG-Normen, Sitzungsprotokolle der UNO und der Kleintierzuchtvereine und die dazugehörigen Leser. Schauderhaft!

Die einzige Konsequenz, um dieser Ungeheuerlichkeit entgegenzusteuern: Ab sofort wird an den Schulen nicht mehr Lesen und Schreiben gelehrt. Damit fallen dann andere gefährliche Entitätenvermehrter wie Geschichte und Singen ebenfalls weg, und die auf diese Weise freigewordene Zeit kann für die Einübung so sinnvoller und ontologisch harmloser Fähigkeiten wie die elegante Handhabung einer Fernsehfernbedienung genützt werden. Durch das Fernsehen Verbreitetes muss nämlich nicht erst interpretiert werden: Der Torschuss eines Andreas Brehme geht unvermittelt direkt in die deutsche Seele, das tiefe Leid in der

Schwarzwaldklinik treibt reflexartig die Träne ins Auge; und da, wie wir wissen, alle Menschen gleich sind, wird das auch in Griechenland oder Gambia nicht anders sein. Ich halte also die Abschaffung des Lesens zugunsten des Fernsehens für eine fruchtbare und schmerzlose Sache, die aber baldmöglichst umgesetzt werden muss, denn es steht zu fürchten, dass von Frau Kaleri noch einiges geschrieben wird ...

(Veteranenolympiade 29.6.1991)

Geehrte Herren und Damen,

es ist Brauch, dass dort wo gefeiert, geehrt oder gedacht auch geredet wird, und zwar nicht einfach schlechthin, sondern eher gehalten, mit anderen Worten: Es werden Reden gehalten, und eigentlich wollte ich mit wenigen, aber ergreifenden Worten die 1. Veteranenolympiade der Neuzeit eröffnen, ich wollte über das unvermeidliche Dabeisein, das angeblich alles und das Siegen, das in Wirklichkeit auch nicht nichts ist, sprechen, wollte die schicksalsschwangere nächtliche Stunde, in der die Idee der Veteranenolympiade geboren wurde, ins Licht heben, wollte der alten Griechen gedenken, die der Menschheit das Konkurrenzdenken schenkten, wollte kurz Baron de Coubertins Vision, von der Jugend der Welt, die da gerufen wird ("Ihr Kinderlein kommet ...") streifen - und dann habe in der Einladung gelesen, dass ich eine Laudatio halten soll. Nun denn. Für alle die kleinen Nochnichtlatterer unter uns: Eine Laudatio ist eine Lobrede, der sie hält ist der Laudator, auch wenn das biologisch nicht ganz hinhaut, Ihr, die Ihr zuhört seid die Laudaudatoren, was noch fehlt sind die zu Lobenden die Laudantes, im Singular: Laudans.

Es gibt eine Konvention, dass über Gefeierte, Geehrte oder Gedachte nur Gutes und Rühmliches ausgesagt werden darf und bei einer Sache, die sowieso unter dem Etikett "Lobrede" daherkommt gilt das natürlich in besonderem Maße. Trotzdem glaube ich, gibt es eine Möglichkeit, diese Konvention zu suspendieren und diese Möglichkeit hat man immer dann, wenn der oder die Adressaten in Person, gesund und unter achtzigjährig anwesend sind.

Im Jahre 1951 gab es neben mehr oder weniger unbedeutenden Ereignissen wie den Tod von Ferdinand Porsche, den offiziellen Oberbefehl Eisenhowers über die NATO-Truppen in Europa, dem gescheiterten Comebackversuch von Joe Louis, der von Rocky Marciano so verdroschen wurde, dass der Kampf in der 5. Runde abgebrochen wurde, dem ersten zivil genutzten Atomreaktor in Harwell, dem Ausnahmezustand in Ägypten, Trumans Proklamation des Endes des Kriegszustandes mit Deutschland, einer Tariferhöhung der Deutschen Bundesbahn um 15-30%, 1,257 Millionen Arbeitslosen, der Fußballmeisterschaft des FC Kaiserslautern, der ersten Nachkriegsniederlage der deutschen Fußballnationalmannschaft (1:2 gegen die Türkei), dem ersten offiziellen Besuch Adenauers in Rom, der Volksabstimmung über die Ge-

stalt Baden-Württembergs, der Räumung Seouls von kommunistischen Truppen, der Hochzeit des Schahs von Persien mit Soraya, der Wiedereinführung der Passhoheit der Bundesrepublik und der Entmachtung General McArthurs und der Weltmeisterschaft von Anderl Ostler und Lorenz Nieberl im Zweierbob, der ersten deutschen Landwirtschaftsausstellung nach dem Krieg, neben diesen also eher unbedeutenden Ereignissen gab es auch 5 sehr schwer wiegende (ca. 7 Pfd. pro Stück) Ereignisse:

Günter Geck, Wolfgang Metzger, Ullrich Schuster, Franz Sendler, Charles Zampieri, fünf bedeutende Olympioniken wurden geboren, die in engen Grenzen weit bekannt sind.

Die sportliche Karriere begann für diese 5 ziemlich gleich, von ihren jeweiligen Heimtrainern wurde ihnen das Laufen beigebracht. Mit technischen Disziplinen wie Schreiben, Lesen, Rechnen wurden sie in verschiedenen Landesleistungszentren, bekannt als Grund-, Haupt-, Real- oder Oberschule, vertraut gemacht. Ihr Trainingsfleiß, insbesondere in den Straßen und auf Plätzen, hin und wieder auch in Kellern oder in temporär von den Bewohnern verlassenen Wohnungen war berüchtigt. Trotz dieser Gemeinsamkeiten ging jeder seinen eigenen Weg, sprich: Wählte seine eigene sportliche Disziplin und übt diese bis zum heutigen Tage und vermut- und hoffentlich noch lange aus.

Ich will Euch, verehrte Laudaauditoren, nicht mit der Aufzählung all der Meisterschaften und Titel dieser fünf langweilen, das können sie nachher selbst machen, ich möchte nur kurz und in alphabetischer, nicht in wertender Reihenfolge die Sportarten dieser fünf vorstellen.

Beginnen wir mit Geck, Günther:

Wir brauchen ihn nur anzublicken und wissen schon, hier steht kein Hauruck-Athlet, kein grobschlächtiger Ellenbogensportler, sondern ein feinsinniger, auf Harmonie bedachter Ästhet, dessen Leistungen im Spaghettikochen gar nicht hoch genug einzuschätzen sind, und der trotzdem keineswegs einseitig ist: Seine Imitation eines DKW, Baujahr 1965, ist weltweit unerreicht.

Über Metzger, Wolfgang gibt es viel zu sagen und doch lässt sich diese Vielheit sprachlich leicht unter einen einzigen Oberbegriff fassen: Er läuft und läuft und läuft.

Schuster, Ullrich: Schon im zarten Knabenalter war er nicht bereit, seine Klötzchen aufeinander zu stellen, um wie andere Kinder Häuser, Tankstellen und Burgen zu bauen, nein, er schob sie hin und her. Dieses befremdliche Verhalten hat er beibehalten und

nur insofern Konzessionen an das Alter gemacht, als er nichtmehr länger auf blauen, roten, grünen und gelben Klötzchen besteht, sondern sich mit weißen und schwarzen begnügt.

Mit Sandler, Franz Siegfried kennen wir einen Musterathleten, einen Mehrkämpfer par excellence. In Schnee, im Regen, in der prallen Sonne, in der rauchigen Kneipe ertüchtigt er seinen Körper. Unvergesslich seine Leistungen als Teamchef bei Bergtouren: Mit geradezu visionärer Sicherheit erreichte er das angestrebte Ziel nicht, wobei er, das ist zumindest für einen Fall nachgewiesen, nicht auf die faule Ausrede verfiel, dass der Weg das Ziel sei, denn von einem Weg konnte auch nicht die Rede sein.

Zampieri, Charles hat einen großen Namen als Kampftrinker und stellt sich diszipliniert und immer auf den Punkt topfit allen Herausforderungen. Obwohl reiner Amateur und als solcher darauf angewiesen, sich seinen Lebensunterhalt anderweitig zu verdienen, nützt er jede freie Minute zum Training. Sein Engagement ist bewundernswert.

Das Fazit, zu dem ich nunmehr komme, ist, wie sollte irgendjemand bei den nun beginnenden Veteranenolympiade, die zu eröffnen ich die Ehre hatte, auch nur den Hauch eine Chance im Angesicht dieser fünffach personifizierten Sportlichkeit haben. Ich glaube, es ist in unser aller Interesse, wenn wir die glorreichen fünf Veranstalter dieses Festes mit einem Handicap versehen und ihnen etwas beschwerlichen Ruhm um den Hals hängen....

Eine Sache der Interpretation

(Weihnachtsfeier, 19.12.1992)

Bei Ausgrabungen in der Rheinischen Tiefebene, genauer gesagt in unmittelbarer Nähe der (für europäische Verhältnisse) bedeutenden Großstadt Neureut, wurden diese beiden Exponate (s. Abb. 1 und 2), die ich jetzt weiterreiche, gefunden. Ich darf Sie höflich bitten, die Schutzhüllen nicht zu entfernen, da es sich um unersetzliche Unikate handelt.

Abb. 1: Ausschnitt aus Fundstück α 1, Schicht V, Graben A, etwa 2000 n.Chr.; Registernummer 3397A51326

Abb. 2: Fundstück α 2 (komplett), Schicht VI, Graben A, etwa 2000 n.Chr.; Registernummer: 3397A51327

Abb. 3

Abb. 5

Siehe nächste Seiten

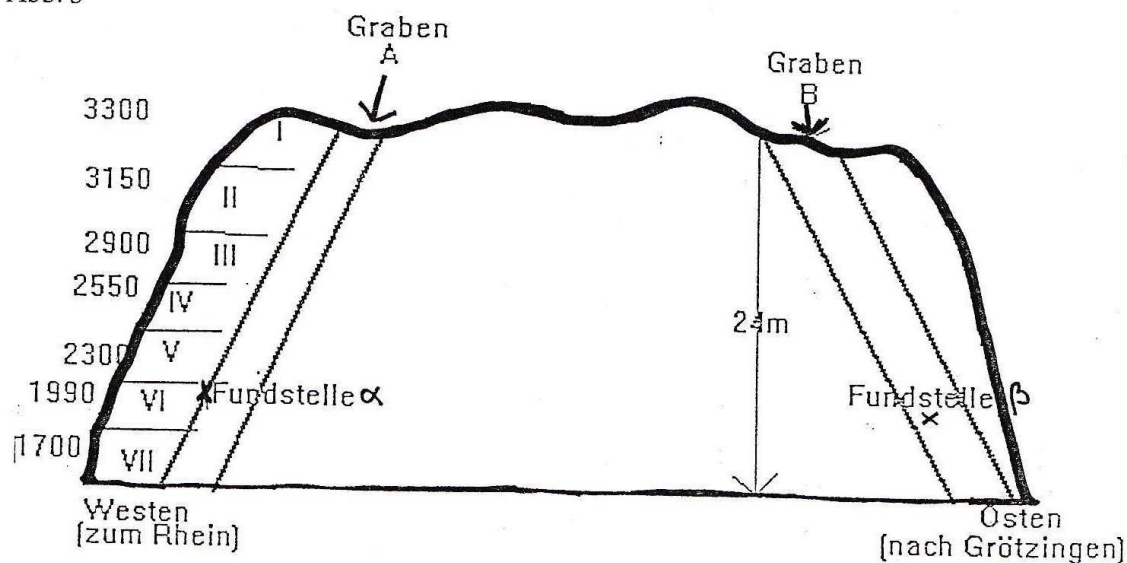
Das sozial sensible
32) Admittiert entwikkelt in) verwirklicht und erkennt
nierte Bewissen kann dies dem
einzelnen ~~verantwortlich~~ verantwortlich werden.
~~Erfahrung~~ ~~al~~ ~~er~~ ~~solte~~ ~~sein~~ ~~moralisches~~
Gewissen ~~und~~ ~~grundsätzlich~~ ~~verdrängen~~ ~~oder~~
~~so~~ ~~übernehmen~~ ~~dürfte~~ ~~im~~ ~~Sinne~~ ~~von~~
~~dem~~ ~~Kants~~ ~~moralische~~ ~~Lebenseinstellung~~ ~~solte~~
~~das~~ ~~Gewissen~~ ~~aus~~ ~~fallen~~ ~~Gott~~ ~~sein~~ ~~gla~~
ein oberster moralischer Maßstab, ein von ihm
~~selbst~~ ~~aus~~ ~~gegangenes~~ ~~ein~~ ~~von~~ ~~ihm~~ ~~selbst~~
widerstand ~~gegenüber~~ ~~sozial~~ ~~ausgerichtete~~ ~~moralische~~
~~Beurteilungs~~ ~~standard~~ ~~sein~~
~~selbst~~ ~~entwikkelt~~ ~~und~~ ~~ausgeprägt~~
~~insoweit~~ ~~ist~~ ~~er~~ ~~auch~~ ~~heute~~ ~~noch~~ ~~alle~~
als ~~das~~ ~~Bestehen~~ ~~eines~~ ~~obersten~~ ~~Maßstabs~~ ~~des~~ ~~guten~~ ~~oder~~
selbst zugeschriebenen Verantwortlichkeit
ist es im ^{fiktiven} ~~abstrakten~~ ^{noch} ~~Sinne~~ ~~Kants~~
~~aber~~ ~~auch~~ ~~heute~~ ~~noch~~ ~~aus~~ ~~allen~~
ein Gott.

Abb. 1

ziemlich nachlässig formuliert ist; sie liest sich so, als wenn er das mündlich Dargestellte unmittelbar schriftlich wiedergegeben hätte. Andererseits habe ich aber den Eindruck, daß die Arbeit wenig direkt Falsches enthält. An dem Beispiel S. 14 würde ich bemängeln, daß sie wenig deutlich wird, was mit ihm gezeigt sein soll. (Wenn Herr Dorst mit ihm auf die fürs "Zinsfußfindende" nötige Theorie-Mythenbildung von Währungsleistungen hinweisen will, müßte er allerdings vorher klarer zu sprechen gekommen ist, könnte man das Beispiel vielleicht doch als einen Hinweis, Joppe zu bestätigen, lesen.). Im übrigen würde ich dem Defizienten zugebilligen, daß er sich doch relativ

Abb. 2

Abb. 3



Die Archäologen vermuteten schon lange, dass sich unter dem Schutthügel, der sich auf mehrere Kilometer entlang des 49 Breitengrades ausdehnt, Reste einer alten Kultursiedlung befinden. Nachdem die leidige Finanzierungsfrage aufgrund eines Missverständnisses geklärt war, stellte die SENEGALESISCHE GESELLSCHAFT ZUR ERFORSCHUNG DES EUROPÄISCHEN RAURITTERTUMS UND ANDERER INTERKULTURELLER AKTIVITÄTEN eine Bürgschaft in Millionenhöhe.

Das Missverständnis kam dadurch zustande, dass anlässlich eines Festbanketts in Kidira, Prof. Masu im Scherz äußerte, unter diesem Schutthügel sei mit großer Wahrscheinlichkeit eine Raubritterburg zu finden. Nachdem, wie gesagt, die Finanzierung gesichert war, machte sich ein Forscherteam unter der Leitung von Professor Mobut an die Arbeit.

Die Gruppe legte zwei Suchgräben an (s. Abb. 3), die bis zu einer Tiefe von 24 m je 150 m in den Hügel vorgetrieben wurden. Ich möchte sie nicht mit den Einzelheiten langweilen, jedenfalls wurden 7 Schichten freigelegt, wobei die jüngste, oberste Schicht auf das Jahr 3300 zu datieren ist.

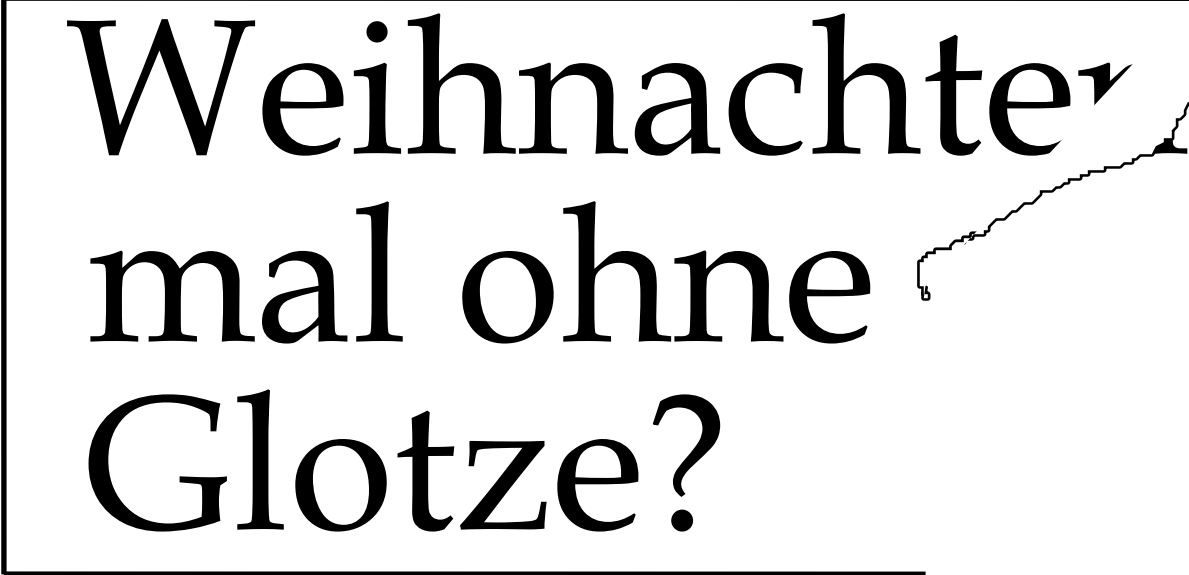
Die beiden hier gezeigten Stücke fand man zwischen Schicht V und VI, und sie stellten die Wissenschaft längere Zeit vor große Rätsel. (Eine besonders vorwitzige Mitarbeiterin von Prof. Mobut vermutete sogar, dass das Fundstück $\alpha 1$ bereits die Zeitgenossen vor Rätsel gestellt haben könnte.)

Man war sich nicht klar, um was es sich dabei handelte, sicher war nur, dass die Stücke, oder vielmehr Flächen, nicht natürlichen Ursprungs waren. Sprich: Es gab auch zu der vermuteten Zeit - über die Datierung wird noch zu reden sein - keine Bäume, die solche Blätter tragen.

Verhältnismäßig früh äußerte Frau Dr. Ki Mo die Vermutung, es könne sich um Schriftstücke und/oder Dokumente handeln, sie konnte sich mit ihrer Meinung aber nicht gegen die anerkannten Experten durchsetzen, die darauf verwiesen - und dafür gute Gründe hatten, wie Belegstück $\beta 65$, das mit vielen anderen in Graben B gefunden wurde zeigt (vgl. Abb. 4) - dass zu der fraglichen Epoche ganz anders geschrieben wurde.

Dennoch setzte sich nach und nach und nach langem Hin und Her doch die Auffassung durch (gestützt durch $\alpha 2$) dass es sich wohl um eine Art von Schrift handele. (Nur nebenbei: Die Fachleute der Universität Kimberely zweifeln noch immer daran, dass es sich bei $\alpha 1$ um eine Schrift handele. Sie beharren darauf, dass etwas, was nicht lesbar ist per definitionem keine Schrift sei.) Die herrschende Meinung jedoch war, dass diese beiden urtümlichen Zeugnisse menschlicher Schaffenskraft aus verschiedenen Epochen stammen, obwohl sie in der gleichen Tiefenschicht, nur 2 m voneinander entfernt gefunden wurden.

Abb. 4 Fundstück β 65, Graben B, Schicht VI, etwa 2000 n.Chr.



Weihnachte
mal ohne
Glotze?

Auch erste Tests an Ort und Stelle mit der veralteten Radio-Carbon-Methode bestätigten, dass Exponat $\alpha 1$ mehrere Hundert Jahre älter sei als $\alpha 2$, was die Vermutung nahe legte, dass es sich bei $\alpha 1$ wohl um eine Vorform von Schrift gehandelt habe, vielleicht erste Versuche einer kleinen Gruppe von Priestern, oder aber die Versuche eines Einzelgängers, der dem Glauben anhing, Privatsprache sei möglich. Diese Hypothese ließ sich aber nicht bestätigen. Wie spätere Untersuchungen mit dem von CUV entwickelten Verfahren zeigten: Beide Teile stammten aus der gleichen Zeit, wobei die Fehlerquote bei max. 1-2 Jahren liegt.

Der Irrtum bei den ersten Tests kam dadurch zustande, dass die Zeichen (wenn es denn Zeichen sind) auf $\alpha 1$ mit einem anderen Material gemacht wurden als bei $\alpha 2$ (hier wurde übrigens die Zeichenhaftigkeit viel früher erkannt), wobei das Material bei $\alpha 2$ wesentlich kohlestoffhaltiger ist - und es ist ja klar, dass, der veralteten Theorie zum Trotz - da wo mehr Kohlenstoff ist, weniger zerfällt, und weil bei $\alpha 1$ viel mehr zerfallen war, dachte man, es sei älter.

Die nächste, sehr plausible Hypothese, dass $\alpha 2$ das Produkt eines erwachsenen Menschen und $\alpha 1$ die ersten zögernden Nachahmungsversuche eines oder seines Kindes waren, wurde wieder aufgegeben. Es ließ sich außer Fundstück $\alpha 34$ (s. Abb. 5) keine stützende Instanz dafür angeben, dass in diesem Gebiet Kinder irgendwie zugelassen worden oder vorgekommen wären. Und selbst $\alpha 34$ ist nicht eindeutig als Gebrauchsartikel für Kinder zu bestimmen, da Funde an anderen Stellen eher die Hypothese stützen, es sei ein Schmuckgegenstand oder aber ein Kultgegenstand, dem man narkotisierende Kräfte zuschrieb.

Abb.5, Fundstück $\alpha 34$, Graben A, Schicht VI (Fundskizze; dass und wie die beiden Teile zusammengehören, ließ sich eindeutig rekonstruieren)

Obwohl sich die Senegalesische Gesellschaft zur Erforschung des RRT und anderer IKAs aus der ganzen Sache zurückziehen wollte - ging aber nicht, weil jedes Ding mit sich selbst identisch ist, d.h.: eine Bürgerschaft ist eine Bürgerschaft - wurde weitergegraben, weiter geforscht oder anders ausgedrückt: Forsch weitergegraben und schließlich formte sich das Puzzle zu einem Gesamtbild - aus Zeitgründen möchte ich den Weg zum entscheidenden Durchbruch nicht schildern, der durchaus noch lang und schwierig war: Jedenfalls: Die Reste in der fraglichen Schicht erwiesen sich als Zeugnisse und Spuren einer höheren Bildungsanstalt oder das, was die Menschen dieser Zeit sich darunter vorstellten. Vergleichende Untersuchungen mit anderen Ausgrabungsstellen in ganz Europa und Nordamerika bestätigten dies, und es hat sich letztendlich herausgestellt, dass unter diesem Schutthügel die Wiege des Interpretationismus stand, was heute niemanden mehr wundert, den die Menschen in der Umgebung des Schöpfers von $\alpha 1$ waren notwendig, vielleicht überlebensnotwendig auf Interpretation angewiesen.

(Ernst Oldemeyer zum Abschied, 20.6.93)

Sehr geehrter lieber Herr Oldemeyer,
vorab: Von Traumdeutung verstehe ich nichts, glaube aber zu wissen, dass Träume kein "interesseloses Wohlgefallen" dokumentieren, sondern tiefsitzende Wünsche zum Ausdruck bringen. Jedoch sehe ich mich aus ethischen und kulinarischen Gründen außer Stande, Ihnen ein Rhinoceros-Schnitzel zuzubereiten.

Es könnte allerdings sein, da Träume symbolisch sind, Zeichenmithin Verweisungscharakter haben, dass "Rhinoceros-Schnitzel" für Rhinoceros, "Speisekarte" für Bestellliste und "Restaurant" für Zoohandlung steht.

Jedoch sehe ich mich aus ethischen und finanziellen Gründen außer Stande, Ihnen ein Rhinoceros aus Afrika zu besorgen bzw. besorgen zu lassen.

Träume sind wie Wünsche, Hoffnungen und noch einiges andere intentional: Gerichtet auf einen Gegenstand. Nur - wie Brentano gezeigt hat -, das charakteristische Merkmal des intentionalen Gegenstandes ist dessen Nichtexistenz.

Jedoch sehe ich mich aus analytischen Gründen außer Stande, Ihnen ein notionales oder eingeklammertes (vgl. Husserl) Rhinoceros zu schenken.

"Schenken" ist ebenfalls intentional, denn im Schenken wird ja immer **etwas** geschenkt: Ein intentionaler, somit nichtexistierender Gegenstand. Wenn aber der Gegenstand nicht existiert, kann unser Wohlgefallen daran auch nur und günstigstenfalls interesselos sei. Ergo ist Schenken eine Kunst.

(Das Argument hat (aber das bleibt unter uns) natürlich einen klitzekleinen Haken: Auch Wohlgefallen ist (wie z.B. auch das Interesse) intentional, deshalb ist es vollkommen egal ob es interessiert oder uninteressiert (bzw. ob das Interesse wohlgefällig oder nicht) ist: Der Gegenstand **existiert nicht**; und selbst wenn man den (höher stufigen) Wunsch hat, er möge existieren, passiert gar nichts, außer dass wir in einen unendlichen Regress geraten. Wenn Kant das geahnt hätte! Die *Kritik der Urteilskraft* wäre ungeschrieben oder wenigstens gäbe es eine andere, vielleicht gar verständliche Definition für Kunst.)

Doch zum Glück ist nicht alles intentional: Weder die Freude noch das Freude machen. (Wir sehen, dass man gar keine Spitzfindigkeiten logischer oder sonstiger Art braucht, um zu zeigen, dass Descartes sein "sum" niemals aus dem "cogito" ableiten

konnte - Denken ist nun mal intentional, **sein** Gegenstand existiert nicht - hätte der Mann sich einfach gefreut, so wie ich mich über diese Einladung, er hätte nicht folgern und beweisen müssen, die Existenz wäre offenkundig.)

Wenngleich ich jetzt aufgewiesen habe, dass Ihr Traum, lieber Herr Oldemeyer, keinerlei Relevanz hinsichtlich der Wirklichkeit hat, habe ich doch das Gefühl - weil nicht alle Gefühle intentional sind (s.o.) ziehe ich das Fühlen dem Denken, das auf nichts geht, vor -, dass der Traum irgendetwas zu bedeuten hat, dass es eine Botschaft ist, die jenseits aller begrifflichen Spiegelfechtereien auf die Sache selbst: Auf Rhinoceros-Schnitzel zielt.

Jedoch ist mir nicht ganz klar, welche Rhinocerossteile dafür in Frage kommen, deshalb: Totum pro parte!

Ihre

(Abschiedsfeier für Ekaterini Kaleri, Oktober 1993)

Liebe Katharina,

ich habe mir lange überlegt und vieles erwogen, was ich für dich zum gegebenen Anlass machen könnte. Sollte ich eine Rede halten, die überwiegend schöne Zeit, die wir seit Mai 1988 hier verbracht haben, Revue passieren lassen, besondere Ereignisse herausheben, z.B. wie du, als in Europa alle Mauern fielen, gegen den Widerstand des Bauamtes, im Institut eine Mauer errichtet hast, die zwar nur eine Wand, dafür aber außerordentlich sinnvoll ist. Dass diese Wand für immer dir gewidmet ist, hatte ich zwar beim "Richtfest" schon erwähnt, möchte es aber an dieser Stelle nochmals wiederholen: Die Wand zwischen dem Sekretariat und dem Schneider-Dürr-Zimmer heißt zum Andenken an Katherina Kaleri für alle Zeiten KKW. Jedenfalls werde ich keine Rede halten, denn das hier und jetzt zu "Feiern-de" erscheint mir einfach nicht komisch genug.

Ein Gedicht wäre wohl angemessen, aber auf "Abschied" gibt es keinen Reim und ich kann mir auch keinen darauf machen. Zu "Vertragsende" fiel mir nur "Schweinelende" ein, das ist zwar etwas Gutes, aber irgendwie doch nicht so recht passend.

Dann erwog ich, dir ein Lied zu singen, zwar kein 48-Revolutionenlied, sondern "Wer jetzig Zeiten leben will, muss haben tapfres Herze ..."; **der** Text passt immer, aber ... na, ja, ich verzichte aufs Singen, weil ich schließlich nicht will, dass du hier gern und schnell weggehst.

Tanzen kann ich genauso gut wie Singen, deshalb kamen weder klassisches Ballett noch moderner Ausdruckstanz in Frage.

Natürlich hätte ich mich einfach hierher stellen, dir dein Geschenk zuwerfen und heulen können und dazu behaupten, dies sei eine Performance, aber irgendwie habe ich das Gefühl, ich sollte nicht nur die meinigen ausdrücken, sondern auch auf die Deinigen Rücksicht nehmen.

Eine gewöhnliche Abschiedsrede sollte es also nicht sein, etwas Künstle-risch-Musisches konnte es nicht sein, deshalb habe ich etwas gebastelt, nämlich einen Vortrag, in dem ich auch - gut getarnt, wie ich hoffe - einige Ratschläge untergebracht habe. Der Unterschied zwischen einer Rede und einem Vortrag ist, dass Reden keinen Titel haben, Vorträge immer - und dieser hier lautet:

Katharina zwischen Kant und Platon

Es ist klarerweise nur ein oberflächengrammatikalisches Phänomen, dass "Katharina" nach "Kant" und vor "Platon" kommt, aber irgendwie hat jede Oberfläche (und sei sie auch bloß grammatisch) notwendig etwas darunter; sprich: Oberflächen setzen - allein schon aus begrifflichen Gründen - Tiefen voraus. Diese Tiefe soll nun ein wenig ausgelotet werden und dann sind die Konse-

quenzen zu ziehen. (Nebenbei möchte ich noch erwähnen, dass auch ein Titel wie "Kaleri, Kant, Platon" möglich und zu rechtfertigen gewesen wäre: Denn, dass Kaleri vor Kant und Platon kommt, liegt daran, dass Kaleri eine Eigenschaft hat, die weder Kant noch Platon zukommt, nämlich die Eigenschaft von uns allen persönlich gekannt zu werden - doch zurück zum eigentlichen Thema.)

Bei Platon, so wissen wir, ist das Gute, Wahre und Schöne 1. identisch und residiert 2. in derselben Sphäre, in der auch die Seelen ihren Wohnsitz haben. Dieses Gute, Wahre und Schöne nun kann von den Seelen "geschaut" werden, und es liegt auf der Hand, dass nicht alle Seelen gleich gut sehen, sei es weil ihre Federn (Seelen im Urzustand sind nämlich gefiedert) wild wuchern und unfrisiert den Ausblick verhindern, sei es weil manche Seelen notwendigerweise sozusagen weiter hinten stehen, sitzen, liegen oder schweben. Dieses "Weiter-hinten" bzw. "Näher-dran" ist durchaus wörtlich, d.h., räumlich zu verstehen, denn eine **gefiederte** Seele ist selbstverständlich etwas Körperliches.

Wie dem auch sei, all jene Seelen, die nicht ganz nahe dem Guten, Wahren, Schönen schweben sind insofern gefährdet, als sie aus den verschiedensten Gründen in die Mauser kommen können, mithin ihre Federn verlieren, dadurch schwerer werden und zur Erde fallen, allerdings und glücklicherweise im Zielflug. Landepunkte sind menschliche Leiber. Es kann - und darauf legt Platon größten Wert - gar nicht vorkommen, dass eine Seele aus dem Reich der Ideen direkt in ein Tier übergeht: Der Wurm ist nur möglich, weil der Mensch **ist**. Die platonische Seelenwanderungslehre, wenngleich hochinteressant, weil absolut inkonsistent, ist in diesem Zusammenhang aber nicht so wichtig. Es ist auch nicht so wichtig, dass es neun verschiedene Entfernungen gibt, von denen aus die Seelen einstens das Gute, Wahre, Schöne geschaut haben, und dass diese Entfernung dann die Berufswahl beeinflusst. Entscheidend ist, dass die Seelen die Einheit des Guten, Wahren, Schönen nicht nur geschaut, sondern daran teilgehabt haben und deshalb jede Seele notwendig Gutes, Wahres, Schönes zum einen repräsentiert und zum anderen, wenn auch manchmal mit viel Mühe, jede einzelne Seele Gutes, Wahres und Schönes (wegen dessen Identität) gleichzeitig erkennen kann.

Und jetzt kommt Kant ins Spiel: Wo es bei Platon nur eine Trennung zwischen Mensch und Tier gibt und Gutes gleich Wahres gleich Schönes ist, besteht Kant darauf, dass es a) zwei Men-

schengattungen gibt, und dass b) das Schöne und das Erhabene zwei Paar, genauer sogar drei Paar Stiefel sind, denn unter das Erhabene fällt das Gute und das Wahre.

Wenn Platon Recht hat, haben Frauen alle Chancen sogar Philosophinnen und damit Herrscherinnen zu werden - wenn man ihnen rechtzeitig die Kinder abnimmt; falls Kant Recht hat, sähe es für uns recht düster aus, was wir aber nicht erkennen könnten, weil es so gar nichts Schönes ist. Jedenfalls gibt es nach Kants Auffassung zwei Typen von Seelen (er redet zwar von "Gemütscharakteren" oder "Verständen", aber das brauchen wir nicht so eng zu sehen): Die schönen und die tiefen. Die schönen Seelen vermögen das Schöne zu erschauen, die tiefen spaßigerweise das Erhabene: "Der schöne Verstand wählt zu seinen Gegenständen alles, was mit dem feineren Gefühl nahe verwandt ist, und überlässt abstrakte Spekulationen oder Kenntnisse ... dem emsigen, gründlichen und tiefen Verstande" (A52). (Hier kann ich es mir allerdings nicht verkneifen auf eine wunderschöne Inkonsistenz aufmerksam zu machen: "Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist ... der Mann" (A54); und das heißt, der Mann ist schön. Wenn er aber schön ist, dann hat er - nach Voraussetzung - keine Tiefe!)

Jedenfalls schmälern "mühsames Lernen oder peinliches Grübeln die Reize" (A52) einer Frau, aber "es ist schön, dass einem Frauenzimmer der Anblick einer Karte, die entweder den ganzen Erdkreis oder die vornehmsten Teile der Welt vorstellt, angenehm gemacht wird" (ebd.); mit anderen Worten, es war gut, dass der Atlas, den du vom Institut bekommen hast, schön bunt war.

Aber neben dem Denken und Grübeln, also dem nicht artgemäßen Verhalten gibt es noch einen anderen Feind der weiblichen Reize, wie der große Oszillierer zwischen Philosophie und Empirie festgestellt hat: Das Alter. "Allmählich, so wie die Ansprüche auf Reizungen nachlassen, könnte das Lesen der Bücher und die Erweiterung der Einsicht unvermerkt die erledigte Stelle der Grazien durch die Musen ersetzen, und der Ehemann sollte der erste Lehrmeister sein" (A74).

Liebe Katharina,

da du nun nicht mehr länger unserer Obhut anheim gegeben bist, wir nicht mehr deine Erziehung in der Hand haben und für den Fall, dass es keine platonischen Einheitsseelen oder Universalseelen gibt, überreichen wir dir ein paar Bücher. Einstweilen magst du dich an der Schönheit des Einban-

des erfreuen - und wenn dann eines Tages das Alter kommt, kannst du sie ja unter Anleitung deines Ehemannes lesen.

Literatur:

Kant, I., Über das Gefühl des Schönen und Erhabenen;

Platon, Der Staat

Platon, Phaidros

(Hans Lenks 25-jähriges Dienstjubiläum, 2. Juli 1994)

Liebe Frau Lenk, lieber Herr Lenk, Herren und Damen, im Folgenden werde ich ein wenig

Über Kausalität

sprechen, und ich erwähne dies im Voraus, weil es keineswegs ausgeschlossen ist, dass die eine oder der andere das nicht erkennen kann.

In der Regel beginnen Festreden mit den Worten "Wir ..." (das sozialisierende "wir" wird gern als erstes Wort genommen: 1. gehört es sich nicht, einen Satz mit "ich" zu beginnen, und 2. darf der Sprecher [Personenbezeichnungen verstehe und benütze ich im Übrigen meist geschlechtsneutral] sicher sein, dass er zumindest in der Anfangsphase genügend Aufmerksamkeit erregt, denn schließlich interessiert es jeden, was er gerade tut, was er denkt und was über ihn gesagt wird), Festreden beginnen also häufig mit den Worten "Wir haben uns heute hier versammelt, um ...", und dann folgen Teilaussagen, wie z.B. "das 25-jährige Dienstjubiläum von x zu begehen". Gegen einen solchen Satz wäre nichts einzuwenden, er ist vollkommen korrekt: Man hat sich versammelt, um irgendetwas zu tun. Meist jedoch wird der Satz so interpretiert, als sei der Anlass der Grund der Anwesenheit der Gäste. Um dies gleich klarzustellen: **Wir** haben uns heute hier versammelt, weil wir eingeladen wurden, und dafür danken wir herzlich.

Hier könnte ich nun bereits abbrechen, hätte ich nicht bei Hans Lenk gelernt, dass die Philosophie die Disziplin des radikalen Fragens, Weiterfragens, Hinterfragens sei, und wüsste ich nicht, dass voriger Satz ein nur durch Höflichkeit überzuckerter dogmatischer Abbruch ist. Fragen wir also doch noch ein wenig weiter, wobei ich allerdings insofern gegen das Prinzip des vollständigen Datums verstoße, als ich die Ursachenforschung nur in eine Richtung betreibe, d.h. die hinreichenden Bedingungen, warum der bzw. die je einzelne hier ist, nicht aufspüren werde, sondern mich darauf beschränke, zu ergründen, warum die Lenks die notwendige Bedingung unseres "Jetzt-Hier-Seins" (für diejenigen, die eine solche Terminologie nicht so sehr schätzen: Für unseren Aufenthalt an dieser Raum-Zeitstelle) geschaffen haben, sprich: Welchen Grund gab es für diese Einladung?

Die Frage ist leicht beantwortet:

1. Frau Lenk ist seit 25 Jahren in Karlsruhe, und darüber freut sie sich so sehr, dass sie für ihren Ehemann ein Fest ausgerichtet hat, weil dieser ein Grund ihres Jetzt-Hier-Seins ist.

2. Herr Lenk hat nicht eingeladen, um seiner Gattin eine Freude zu machen, denn dadurch würde die Begründung ja zirkulär - und das haben wir nicht so gern -, sondern Herr Lenk hat eingeladen, weil er seit 25 Jahren Professor am Institut für Philosophie der Universität Karlsruhe ist.

Die Frage nach dem Grund der Einladung ist also leicht zu beantworten, aber die Beantwortung wirft die nächste Frage auf: Ist dies auch ein guter Grund?

Im Fall eins (Frau Lenk) beantworten wir sie schlicht mit "ja", im Fall 2 wägen wir die Argumente sorgfältig ab, bevor wir uns am besten in Zurückhaltung üben.

Es ist eine in unserer Gesellschaft (aus unerfindlichen Gründen) hoch geschätzte Tugend, wenn ein Mensch viele Jahre am selben Arbeitsplatz verharret. Wir als Mitglieder dieser Gesellschaft haben also einen guten Grund, dies zu feiern. Wie sieht dies aber vonseiten des Gefeierten aus, vor allem, da es sich in diesem Fall um eine dermaßen dynamische Persönlichkeit handelt, der alles Statische so abgrundtief suspekt ist, dass sie sogar die Prototypen des Statischen, die Begriffe dynamisiert und ihnen lediglich so etwas wie eine relative Stabilität zugesteht? Im übertragenen Fall: Handelt es sich bei der 25-jährigen Unizugehörigkeit um diese relative Stabilisierung der Person Hans Lenk, während alles andere nur **ist**, weil es in Bewegung ist, weil es fungiert und funktioniert, projiziert und produziert?

Produktivität hat, das ist bekannt, auch ihre Schattenseiten; spätestens seit Ockham wissen wir, dass man die Zahl der Entitäten nicht ohne Not vermehren darf. Insofern sich die Produktivität auf die Menge der Publikationen bezieht, ist der Vorwurf der Entitätenvermehrung allerdings im Fall Lenk nicht aufrechtzuerhalten, denn all die vielen Bücher sind ursächlich für das Verschwinden vieler Bäume.

Bleistifte, Buntstifte und weitere Hunderte ja, Tausende Blätter Papier, mithin frühere Bäume hören während der Vorbereitungszeit eines Buches auf zu existieren. Es bleibt freilich dennoch ein leichter Überschuss an neuen Entitäten, aber der ist vernachlässigbar.

Aber H.L. schreibt nicht nur selbst, er veranlasst auch andere, an sich harmlose Menschen zum Schreiben: Kritiken, Erwiderungen,

Referate, Seminararbeiten, Dissertationen, Habilschriften, er macht Magister und neben dreimaliger leiblicher Vaterschaft zeichnet er bis jetzt in 10 Fällen als Doktorvater verantwortlich.

Seine ungeheure Produktivität macht ihn allerdings, weil er sich des Ockhamschen Dictums durchaus bewusst ist - zu Recht - sehr verlegen, deshalb spricht er in jüngster Zeit fast allem, was es gibt, den Entitätenstatus ab.

Einige seiner Produkte, die zwar durchaus schon etwas **waren**, bevor sie ihm in die Hände fielen, deren Status aber durch ihn erheblich verändert wurde, möchten ihre Dankbarkeit für diese Erweiterung dadurch zeigen, dass sie - weil ja nur das schlechte Beispiel ein wirksames Beispiel ist - für ihn etwas produziert haben. Man hat also etwas für ihn geschaffen, das allerdings keine produktive Urproduktion ist, sondern eher eine Rekonstruktion. Dies bedarf einer Erläuterung - und diese Erläuterung sei mit den Worten Frau Kaleris gegeben:

"Es handelt sich hierbei um ein neues Buch von Hans Lenk. Sie mögen geneigt sein, darauf mit den Worten zu reagieren: 'Ein neues Buch von Lenk ist in der Tat nichts Neues, denn er schreibt **immer** ein neues Buch'". Aber das ist natürlich nicht der Punkt, sondern:

1. Dieses Buch ist nicht - im engen Sinne des Wortes von Hans Lenk geschrieben, sondern er hat die hier geschilderten Tatsachen geschaffen, so gesehen ist es ein Buch **von** ihm und eine Rekonstruktion bestimmter Raum-Zeitsegmente und zugeordneter, als solche gedeuteter Handlungen. Und es ist
2. ein Buch **für** ihn, weil mehrere Personen - mit eigenen Ausdrucksmitteln - die Vorkommnisse seiner Mitwirkung an ihrem Leben umreißen und umkreisen.

Das Werk trägt den Titel:

Hans Lenk - Beiträge zum wissenschaftlichen Nachwuchs

und berücksichtigt selbstverständlich, dass H.L. immer wieder sein eigener wissenschaftlicher Nachwuchs ist, und das Werk ist, obwohl fertig und "lieferbar" noch lange nicht abgeschlossen...

Unterschiede

(Weihnachtsfeier 1994)

Diese Weihnachtsfeier unterscheidet sich wesentlich von früheren dadurch, dass ein Professor mehr daran teilnimmt. Ein solches Ereignis verdient nicht nur eine bloße Erwähnung, sondern - da alles zum Gegenstand der Philosophie, und zum Subjekt einer Ansprache allemal werden kann - einer ausführlichen Kommentierung bzw., um es mit einem, von Hans Lenk versuchsweise in die deutsche Sprache eingeführten, aber von unseren PCs nicht tolerierten Wort auszudrücken, ein solches Ereignis bedarf einer Sachverhaltskonstellationsbeschreibung. (In Parenthese sei angemerkt, dass Computer keinerlei Scheu zeigen "Tatsachenkonstellationsbeschreibungen" zu akzeptieren, und dass sie auch der drohenden Rechtschreibreform gegenüber sehr aufgeschlossen sind: Verzichtet man auf das zweite "l" in "...konstellation", dann ist auch die Sachverhaltskonstellationsbeschreibung ein Sachverhalt, der vom PC beschrieben bzw. auf dem PC geschrieben werden kann.

Jedenfalls haben Sie, Herr Schütt, noch einmal Glück gehabt und werden hier nicht zum Objekt der Untersuchung, aber Ihre heutige Anwesenheit hat meinen ersten Satz ermöglicht, genauer: Das zweistellige Prädikat "unterscheidet sich" zur Verfügung gestellt, denn in gewisser Weise hat mein Thema mit Unterschieden, größeren und dem so genannten kleinen, zu tun.

Wie einige von Ihnen noch nicht wissen, gibt es in diesem Semester ein Seminar zur Philosophie des Sexuellen. In diesem Seminar, in das ich als Mitveranstalterin - um in der Terminologie zu bleiben - hineingenotzüchtigt wurde, kommen Dinge zur Sprache, von denen meine reine Seele bisher keine Ahnung hatte. Nun ist ja die Philosophie keine empirische Wissenschaft, und deshalb ist es gar nicht notwendig, ja, es ist oft noch nicht einmal möglich, auf Erfahrungen, seien es eigene oder fremde, zurückzugreifen, wenn man etwas erklären oder begründen oder rechtfertigen oder einfordern, kurz: Seinen Senf dazu geben will.

Ich werde also im Folgenden Sie an dem Wissen, das in diesem Seminar vermittelt und erarbeitet wird, teilhaben lassen, und dies aus 3 Gründen:

1. Weihnachten ist das Fest der Liebe, wie später zu zeigen ist, gibt es einen Zusammenhang zwischen Sexualität und Liebe;

2. eine Betriebsfeier ist das geeignete Forum zur Verbreitung von Pikanterien;
3. die wenigsten von Ihnen haben Gelegenheit am Seminar teilzunehmen, man soll aber jede Möglichkeit zur Weiterbildung wahrnehmen (und der Einzige, der diese Weiterbildung nicht nötig hat, Herr Breidert, kann den Raum verlassen).

Wenn Sie möchten, können Sie ab jetzt mitschreiben, ich gebe Ihnen das zu verwendende Vokabular, d.h. die Grundzeichen an; wir brauchen den Existenz- und den Allquantor, die Individuenvariablen x und y (die Symbole " x " und " y " repräsentieren allerdings gelegentlich auch etwas anderes), wir brauchen ein paar wenige einstellige Prädikate: $Fx = x$ ist eine Frau, $Mx = x$ ist ein Mann, $Sx = x$ hat die Eigenschaft der Sexualität; wir brauchen ein zweistelliges Prädikat $Lxy = x$ liebt y , dazu noch einige Junktoren, aber das wärs auch schon.

Unser Definitionsbereich ist die Menge der Menschen. Dieser Bereich ist selbstverständlich willkürlich gewählt, aber ich möchte problematische Fälle wie: "Zeus liebt Leda in Gestalt eines Schwanes" oder "Matthias Maring liebt Fußball mehr als er die Bundesregierung liebt" ebenso ausschließen wie die Vorkommnisse von Liebe, die z.B. gelegentlich zwischen Hirte und Herde auftreten, weil sich hier auch immer die Frage stellt, ob die Kuh überhaupt schon 16 Jahre alt sei. Die Beschränkung auf den Bereich des Menschlichen scheint genügend Komplikationen aufzuwerfen.

Menschen kommen mehrheitlich in zwei Ausführungen vor, solche, die die Eigenschaft haben u.a. zwei x ihr Eigen zu nennen, und solche, denen u.a. ein x und ein y zukommt. Auch die Fälle, in denen Mutter Natur experimentiert und etwas zu großzügig bei der Verteilung von x bzw. y ist, reduzieren ich hier darauf, dass ein Individuum aus unserer Menge entweder ein xx oder ein xy ist. Genau den Unterschied, der zwischen xx und xy besteht, meinen wir, wenn wir vom "kleinen Unterschied" sprechen. Nur ungebildete Menschen meinen, der kleine Unterschied sei etwas, das irgendwie außen herumhängt. Der wirkliche Ursprung des Ausdrucks liegt auf der genetischen Ebene: In 22 Chromosomenpaaren stimmen die Individuen überein, und nur im dreiundzwanzigsten Paar haben wir diese relativ geringe Differenz, in Prozent ausgedrückt so ungefähr 3 und ein paar Zerquetschte, und 3%, das wissen wir von unseren Spärbüchern, 3% merkt man kaum.

Selbstredend lässt sich "der kleine Unterschied" nicht nur genetisch, sondern auch syntaktisch herleiten: "x" und "y" liegen im Alphabet dicht nebeneinander.

Nachdem ich nun schon einmal beim Reduzieren war, bezeichne ich die xx-Inhaber schlicht als "x". Hierbei bin ich in guter Gesellschaft, denn auch Mutter Natur schrumpft das zweite x aus ökonomischen Gründen zusammen. Die Inhaber von xy bezeichne ich als "y".

Im Modell ist man darauf angewiesen, den Individuen Prädikate anzuhängen, sonst kommt man nicht sehr weit, und auch im wirklichen Leben erweisen sich Prädikate für das Weiterkommen als nützlich.

Der Stand der Dinge ist: Allen $F(x)$ und allen $M(y)$, diesen durch ihre Prädikate wohlbestimmten Individuen, kommt nur eine weitere Eigenschaft, die Sexualität zu. Also:

$$\forall x (Fx \rightarrow Sx) \wedge \forall y (My \rightarrow Sy)$$

Die so ausgestatteten Individuen treten nun von Zeit zu Zeit, manche für immer, in eine Beziehung zu einem, mehreren, und ganz seltenen Fällen zu allen anderen Individuen. Anders ausgedrückt: Sie realisieren die Relation Lxy , Lyx , manchmal Lxx , manchmal Lyy . Meist reichen zwei Existenzquantoren, um den Zustand dieser Welt zu beschreiben. Fälle, dass einer oder eine alle liebt, kommen, wie gesagt, kaum vor, und dass einer oder eine mehrere oder gar ziemlich viele liebt, fällt allemal nur in den Zuständigkeitsbereich des Existenzquantors.

Es ist evidenterweise bei der immensen Anzahl der Individuen reiner Zufall und die Wahrscheinlichkeit liegt nahe 0, dass aus der Relation L eine eindeutige Funktion wird, d.h. dass je ein wohlbestimmtes Individuum genau mit dem wohlbestimmten Individuum in der Relation L steht, dessen Funktionspfeil L genau auf es hin ausgerichtet ist. Das klingt kompliziert und ist es auch. Aber diese Unwahrscheinlichkeit lässt sich nicht nur in eine hohe Wahrscheinlichkeit, sondern sogar in absolute Sicherheit überführen, wenn in dieser Welt gilt:

$$\forall x \forall y (Lxy),$$

dann lieben alle alle, und gewährleisten so, dass jeder von dem, den er liebt, auch wieder geliebt wird. Wir müssen nur, und die Macht haben wir, $\forall x \forall y (Lxy)$ zum Axiom machen, dann haben wir das Problem der unerwiderten Liebe gelöst. Und alles andere im vermeintlichen Problem- und Dunstkreis von Liebe und Sex-

ualität zeichnet sich sowieso - wie ich gezeigt habe - durch extensionale Klarheit aus.

(Hans Lenk zum 60. Geburtstag, 23. März 1995)

Als Wissenschaftler sind wir der Wahrheit verpflichtet, als Philosophierende wissen wir nicht, was das heißen soll. Immerhin sind wir abendländischen Menschen nach ein paar Tausend Jahren zu der Einsicht gekommen, dass Wahrheit u.a. **auch** etwas mit sprachlichen Gebilden namens Sätzen zu tun hat. Es besteht sogar insofern Konsens, dass nicht alle Sätze wahrheitsfähig sind, d.h. Imperative, Appelative, mit Einschränkung Interrogative usw. sind gänzlich problemlos, weil sich die Frage, unter welchen Bedingungen sie wahr sind und damit verknüpft die Frage, was Wahrheit ist, gar nicht erst stellt. Noch günstiger ist die Sachlage beim Loben, denn gelobt wird nicht in sprachlichen Gebilden, die Sätze sind, sondern Lob wird "gehudelt". Das Verb "hudeln" ist im deutschsprachigen Raum über zwei Gegenstandstypen definiert, eben über Lob und über Backöfen. "Hudeln" ist ein Ausdruck, der allen Anforderungen, die man an ein Verb stellen kann, aufs Beste gerecht wird: Es beschreibt eine Tätigkeit im engen, eigentlichen, handwerklichen Sinne: Nämlich das Auswischen des Backofens zwischen den einzelnen Backvorgängen mit einem nasskalten Lappen. Hieraus wird ziemlich klar und verständlich, weshalb blutwarme Menschen zusammenzucken, wenn sie gehudelt werden.

Dennoch bleibt zweierlei festzuhalten: 1. Gelobte brauchen sich nicht zu schämen, peinliches Berührtsein braucht nicht aufzukommen, denn Lob und Wahrhaftigkeit haben überhaupt keine Schnittmenge; 2. jeder hat sich hin und wieder der Lobhudelei zu stellen, denn sie dient wesensmäßig der inneren Reinigung.

Wenn Sie nun denken, dieses wäre die Einleitung für panegyrische Gesänge gewesen, befinden Sie sich allerdings im Irrtum, es musste nur einfach mal gesagt werden, und ich möchte im Folgenden nur noch potentiell wahrheitsfähige Sätze von mir geben, und zwar zum Thema:

Über die seltsame Semantik des Ausdrucks "alt"

Sie, Herr Lenk, sind am 23. März 60 Jahre alt geworden. Sub species aeternitatis ist das etwas ziemlich Unbedeutendes, für Sie und die Ihren war es ein großes Ereignis.

Wir denken uns nichts dabei, wenn wir den Ausdruck "60 Jahre alt" verwenden, und wir haben keinerlei Hemmungen zu sagen, ein Kind sei 1 Jahr **alt**, ein Mädchen 20 Jahre **alt**, ein Fußballspieler sei gar schon 28 Jahre **alt**, obwohl diese aus unserer Sicht wahrhaftig nicht alt sind, während für einen Fünfjährigen eine Fünfzehnjährige **uralt** ist. Wir sehen: Alter ist etwas Relatives. Und weil es etwas Relatives ist, kommt Alter nur in der Außenperspektive, bei der Betrachtung anderer vor. Betrachtet man sich selbst, was man gelegentlich durchaus tun sollte, so stellt man fest, "innen" ist man überhaupt nicht gealtert. Unter den Dingen,

die man bei der Introspektion entdeckt, kommt so etwas wie Alter nicht vor. Innen ist man der Gleiche, der man von 10 oder 20 oder 30 oder 40 Jahren auch schon war. Wir sehen: Das Ich altert nicht (höchstens das alter ego), Alter ist bloß etwas Äußerliches.

In den meisten Fällen ist Alter und Altern noch nicht einmal etwas Äußerliches, sondern bloß eine faule Ausrede, d.h. ein Satz wie: "Das kann **ich** nicht, ich **bin** zu **alt**" ist niemals wahr. Sicherlich kann man mit 80 die 100m nicht mehr unter 10sec laufen - aber die Mehrheit der Menschen konnte und kann das auch mit 18 nicht. Sicherlich kann man mit 80 nicht mehr Olympiasieger im Rudern werden - aber die Mehrheit der Menschen konnte und kann das auch mit 18 nicht. Wenn wir bedenken, dass diese (und ähnliche) Leistungen nur von einem Bruchteil von Promille, von einer verschwindend geringen Anzahl von Menschen erbracht werden, sehen wir: Dies hat zwar Gründe, aber diese Gründe haben ganz sicher nichts mit dem Alter zu tun. (Für Interessierte kann ich diese These notfalls formallogisch korrekt ableiten.)

Auf die Frage, warum man 100 m nicht unter 10sec läuft, wären mögliche und korrekte Antworten z.B.:

"Ich habe nie trainiert."

"Meine Beine sind zu kurz."

"Immer, wenn ich es versucht habe, herrschte starker Gegenwind."

Trotzdem, und dies wurde vorhin schon angedeutet, gibt es so etwas wie das Alter, aber, wie auch schon gesagt, dies ist nur etwas Äußerliches, und zudem so relativ, das es sich in gewisser Weise selbst aufhebt, denn wenn eine Mitfünfzigerin einen Zweijährigen "alt", also "2 Jahr alt" nennt, ist das zumindest seltsam.

Was nun den so genannten Alterungsprozess als solchen betrifft, so wurde schon festgestellt, dass dieser absolut äußerlich ist und zudem immer nur die anderen betrifft - oder, wie eine entfernte Verwandte von mir einst sagte, als man ihr nahe legte, mit ihren 86 Jahren doch in ein Altenheim zu gehen: "Dort sind lauter Siebzigjährige, und was soll ich unter so alten Leuten". Man kann andere also durchaus als alt und vergreist empfinden, bei einem selbst kommt das nicht vor: Mit Recht. Zwar zwickt es mal hier und zwackt mal da, man verliert alles mögliche, Schlüssel, Haare, Zähne, aber das hat eben nichts mit dem Alter zu tun, und wenn, dann höchstens damit, dass sich alles Körperliche, mithin die äußerlichen Vorgänge in der Zeit abspielen. Auch im Innern des Menschen, wenn man so will, in der Seele oder im Geist, gibt es

Zeitliches, sonst wäre ja das jetzige Erleben nicht vom Erinnerten zu trennen, aber bezüglich des Inneren sprechen wir niemals vom Altern, höchstens vom Reifen. Während man also innen ziemlich gleich bleibt, schlägt man außen schon ein paar Falten; aber wer eine schöne Seele hat, der braucht sich um deren Verpackung, und ob diese etwas verknittert ist, nicht zu sorgen. Das, worauf es wirklich ankommt, die Person, das Ich, das Selbst, die res cogitans, die Seele - oder wie immer man es auch bezeichnen mag - unterliegt nicht dem Alter. Daraus folgt aber auch, dass man recht vorsichtig bei der Wahl seiner philosophischen Grundüberzeugungen sein sollte: Materialisten altern selbstverständlich!

"Rotwein", sagt Wilhelm Busch, "ist für alte Knaben, eine von den besten Gaben". Und weil ich nach der sorgfältigen Analyse des Ausdrucks "alt" ganz sicher bin, dass das Prädikat "alter Knabe" auf Sie nicht zutrifft, habe ich dafür gesorgt, dass der Rotwein bei dieser unserer Gabe zumindest nicht überwiegt.

Campanas Katze

(Promotionsfeier 30. Juni 1995)

Heute, mehr denn je, verlangt man von Menschen schlechthin, von Wissenschaftlern insbesondere und von Philosophierenden in herausragendem Maße, dass sie interdisziplinär ausgerichtet und orientiert sind.

Es wird zwar nie explizit gemacht, „inter“ wie vielen Disziplinen man „är“ zu sein hat, aber falls die Mindestanzahl hinreichend ist, so erfüllt der heute zu Feiernde diese gesellschaftliche Anforderung in demselben Maße wie alle anderen männlichen Promovierenden an diesem Institut in den letzten Jahren.

C.C. ist also nicht nur, und ich zitiere ihn wörtlich (Leipzig, 9. Sept. 94, 22.37h): "ein Mainstream-Hörer", sondern auch ein Mainstream-Wissenschaftler.

Das aber ist hier nicht weiter auszuführen, ich möchte vielmehr wieder auf die Interdisziplinarität im Allgemeinen und die der Philosophie im Besonderen zurückkommen.

Wenn man es genau nimmt, ist es natürlich eine bodenlose Frechheit von den anderen Wissenschaften, von der Philosophie Interdisziplinarität einzufordern: Erst reißen sie durch ihren Auszug aus der Einheit Gräben zwischen je sich und ihrer Mutter auf, und dann soll diese wieder Brücken bauen. Und über oder wegen ihres lauten **Geschreis sehen** sie nicht, dass die Philosophie in mütterlicher Zuneigung und Fürsorge die Verbindung nie hat abreißen lassen.

Es ist hier nicht der Ort und die Zeit, alle möglichen Nachweise zu führen, ich möchte mich hier ganz auf die innige Verbindung zwischen Philosophie und Zoologie beschränken. In keiner anderen Wissenschaft - außer der Zoologie selbst - kommen so viele Tiere vor wie in der Philosophie (dieser Satz ist sogar noch dahingehend zu modifizieren, dass Philosophen mehr Tierarten kennen als Zoologen). Von der Amöbe bis zum Zebra tummelt sich alles, was da kreucht und fleucht, von Aristoteles, der Tiger und Hunde in Beispielen verarbeitete, bis Zenon, der auf Schildkröten wette, ist der Kontakt zur Fauna nie abgerissen. Wittgenstein wollte der Fliege den Weg aus dem Fliegenglas zeigen; der Walfisch muss immer bei Fragen des Bedeutungswandels herhalten; weiße Raben und schwarze Schwäne sind die Lieblingstiere der Wissenschaftstheoretiker; bei Hempel gab es lila Kühe, lange bevor Schokoladefabrikanten solche züchteten; in der chinesischen Philosophie traben weiße Pferde, und rote Ochsen werden insbesondere

von Kung sun Long geschätzt. Buridan hielt sich einen Esel bis zu dessen tragischem Hungertod, gerupfte Hühner dienten der Definition des Menschen; berühmt ist das Gavagai, von dem man bis heute noch nicht mit letzter Sicherheit weiß, ob es ein Kaninchen, ein Hase oder doch nur hasenartig ist.

Würmer bei Nietzsche, Pudel mit Weltseelen bei Schopenhauer, Pflichten in Ansehung der Tiere bei Kant, Wölfe bei Hobbes, Eulen bei Hegel, Fledermäuse bei Thomas Nagel, Ameisen bei Putnam, ganze Büffelherden in der analytischen Ethik, und schließlich sogar jene Tiere, um die sich die Zoologie nie gekümmert hat, deren Bestimmung, Aufzucht und Pflege sie immer schon den Philosophen überließ: Die Menge der Einhörner und den singulären Pegasus.

Damit komme ich zum Ende dieser Aufzählung und zur näheren Betrachtung einer Art, die sich in philosophisch relevanter Hinsicht von allen anderen Tieren unterscheidet: Die Katzen. Während alle anderen Tiere in der Philosophie Aufgaben und Funktionen haben, sei es, dass sie Theorien entweder bestätigen oder falsifizieren, Beweise für die Unerforschlichkeit der Referenz sind, in der Dämmerung fliegen, Vollstrecker nichtintendierter Handlungen sind, sei es, dass sie Churchill-Porträts in den Sand zeichnen, jedenfalls sind sie alle aktiv - eben mit Ausnahme der Katzen: Katzen sitzen (in der Philosophie) nur auf Matten; und auch die von der Physik in die Philosophie eingeschleuste Katze Schrödingers macht hier keine Ausnahme. Sie sitzt zwar nicht auf einer Matte, sondern in einer Kiste, aber sonst tut sie auch nichts, ja, sie ist noch nicht einmal von sich aus in einem anständigen, wohldefinierten, eindeutigen Zustand, sondern um überhaupt in einem Zustand zu sein ist sie darauf angewiesen, dass wir den Deckel aufmachen.

Sie erwarten jetzt mit Sicherheit, dass Campanas Katze dem philosophischen Katzenbild entgegensteht, dass mit ihr und durch sie gezeigt wird, dass Katzesein mehr kennzeichnende Merkmale als nur "auf Matten oder in Kisten sitzend" aufweist, aber dem ist nicht so. So, wie Campana ein Mainstream-Wissenschaftler ist, so ist seine Katze eine Mainstream Katze: Auch sie zeichnet sich durch Unvermögen und Passivität aus.

Ich zitiere wiederum wörtlich C.C. (in diesem Fall ist mir zwar das Datum entfallen, aber zum Beleg der Authentizität kann ich genau die Situation beschreiben: Es ist schon ein paar Jahre her, einige wenige Personen standen nach einem Seminar bei geöffnetem

ter Tür im Flur vor diesem Raum. Der neue Doktor genau neben dem Türrahmen im Gespräch mit einem, den ich nie und nimmer für einen Vertreter der Konsensustheorie gehalten hätte [so kann man sich irren]. Die Aussagen des Letzteren sind mir nicht im Gedächtnis geblieben, das hängt mit der Selektivität der Wahrnehmung zusammen, aber sie sind auch nicht so wichtig, weil die Konsensustheorie eh nicht haltbar ist. Sie ist falsifiziert durch jenen, von Christophe Campana geäußerten, wahren Satz, der gleichzeitig auch die Theorie über die absolute Inaktivität von Katzen stützt, und der mich zutiefst beeindruckt hat: „Meine Katze nimmt nicht am Diskurs teil, und kann trotzdem nicht durch die Wand gehen!“

(Promotionsfeier Stefan Hartmann, 11. Juli 1996)

Da es ungeheuer schwer, ja, fast unmöglich ist, nicht sentimental oder wenigstens nostalgisch zu werden - wobei ich allerdings nicht ganz sicher bin, ob das wirklich zwei disjunkte mentale Zustände sind, oder ob es sich nicht doch um identische Zustände handelt, was jedoch

1. eine tief gehende Untersuchung des zugrunde gelegten Identitätsbegriffes, also die Frage, handelt es sich um quantitative oder bloß um qualitative Identität und
 2. einer sorgfältigen Abwägung zwischen partiellem, also Token-Physikalismus und generellem, also Type-Physikalismus bedeutet, wobei
 3. dann diese ganze Untersuchung unnötig sein könnte, weil der Physikalismus als solcher vielleicht falsch ist;
- da es also fast unmöglich ist, nicht sentimental und/oder nostalgisch zu werden, wenn man jemanden feiert, mit dem zusammen man im akademischen Kindergarten herumgetollt hat und mit dem zusammen man jahrelang dem Philosophenspiel gefrönt hat (Erläuterung für Nicht-Philosophiestudiert-Habende: "Ich sehe was, was du nicht siehst, und das ist inkonsistent),
da also die Vermeidung von nostalgischer Sentimentalität und sentimentaler Nostalgie fast unmöglich ist, werde ich es gar nicht erst versuchen, sondern meinen Gefühlen freien Lauf lassen und heute zum Thema

Konnotationen des Ausdruckspaares "Bruder" und "Schwester"

sprechen. Bevor ich in medias res gehe, ist noch eine weitere Vorbemerkung nötig, schließlich gehört es zum guten Stil zu rechtfertigen, weshalb man das Publikum mit einem **bestimmten** Thema langweilt.

Wenn zwei oder mehr Menschen denselben Vater haben, sind sie, unter einer Zusatzbedingung, Geschwister.

Wenn zwei oder mehr Menschen denselben Doktorvater haben, sind sie - klarerweise ohne diese Zusatzbedingung - ebenfalls Geschwister. Soviel zum Vorgeplänkel.

Ein Individuum, das unter den Begriff "Geschwister" fällt, wird seltsamerweise nicht "Geschwister" genannt, so wie z.B. ein Individuum, das unter den Begriff "Ochse" fällt, nicht nur "Ochse" genannt wird, sondern sogar ein Ochse **ist**.

Ja, höre ich die Schlaunen unter Ihnen denken, das hängt damit zusammen, dass die Eigenschaft ein Ochse zu sein, eine anständige und eigenständige Eigenschaft ist, eben die Ochsenheit oder Ochsenheit, während Geschwister eindeutig bloß in Relation zueinander stehen, jener der Verwandtschaft. Aber das ist offensichtlich nicht der Punkt.

Elemente der Menge "Geschwister" nennen wir "Brüder" oder "Schwestern" und "Bruder" sowie "Schwester" scheinen auf den

ersten Blick auch nur Relationsbegriffe zu sein, die ihre Bedeutung nur dadurch bekommen, weil der Papst etwas gegen Geburtenkontrolle hat.

Sehr seltsam ist auch, dass man zwar **einen** Bruder oder **eine** Schwester haben kann, nicht aber **ein** Geschwister, wohl aber mehrere von der Sorte, oder ein Geschwister**chen**, das aber ist, der Diminutiv zeigt es, klein, unbedeutend und nicht der Rede wert, genauer: Nur ein Vorkommnis in der Sprache älterer Damen, die sich über das Geschlecht des zweiten oder weiteren Kindes einer Familie noch nicht im Klaren sind, weil die sinnvolle und wichtige Konvention, dass kleine Jungs blau, kleine Mädchenrosa zu kleiden sind, von rebellischen oder armen Müttern längst unterlaufen wurde. Daraus folgt, der je Einzelne kann zwar Geschwister haben, nicht aber Geschwister sein, d.h., wenn Hans und Gerda die Geschwister von Bernd sind und obwohl aus der Außenperspektive Hans, Gerda und Bernd Geschwister sind, ist Bernd kein Geschwister von Hans und Gerda. Das ist diskriminierend, aber nicht unser Thema.

Ich sagte vorhin, dass "Bruder" und "Schwester" ebenfalls auf den ersten Blick wie Relationsbegriffe aussehen, aber das ist nur bedingt richtig, bzw. trifft nur auf Brüder zu. Schwester kann man aus eigener Kraft werden, eine Krankenschwester ist eine Schwester, auch wenn sie gerade nicht krank ist bzw. gerade nicht ihren Beruf ausübt, d.h. und das wurde lange Zeit auch fest geglaubt, es liegt ihm Wesen der Frau Schwester zu sein. Eine Schwester ist immer etwas Gutes und Schönes, es sei denn sie hat das Prädikat "Stief"; dieses wirkt sich sowohl was Charaktereigenschaften als auch äußere Schönheit betrifft sehr negativ aus. Eine Schwester ist also, sofern sie in reiner, ungestiefter Form vorkommt, immer etwas sehr Edles, im Gegensatz zum "Bruder"; und wenn es in der griechischen Antike **einmal** vorgekommen ist, dass eine Schwester ein bisschen ihren Bruder gegen die Mutter aufgehetzt hat, so ist das statistisch nicht signifikant oder sowieso bloß eine Erfindung.

Brüder gibt es in Form von Sanges- und Kegelbrüdern, also zumindest als etwas extrem Lärmendes, häufig sehr Vulgäres; es gibt Brüder in wohl temperierter Form, das ist bevölkerungspolitisch heute durchaus vorteilhaft, geht aber trotzdem irgendwie nicht so recht in Ordnung. Es gibt Bundesbrüder und Bruderbünde - und beides ist umweht von dumpfem Bier- und Schweißgeruch; und schließlich der schlimmste Typ des Bruders: Der Große



(es ist Ihnen sicherlich aufgefallen, dass ich nicht "der aller-schlimmste" gesagt habe, aber der Rektor der Schule, die mir auch in vielen Jahren die Freude am Lernen nicht vermiesen konnte, sein Name war übrigens Brüderle, lehrte nämlich: Es gibt kein Aller, es gibt nur einen Allerwertesten). Merke: Wer etwas auf sich hält ist einfach kein Bruder.

Schiller irrt schrecklich, wenn er meint, dass unter dem Einfluss der Freude, der Tochter aus Elysium, alle Menschen Brüder **werden**. Die meisten Menschen sind - und waren von Anfang an Brüder und legten brüderliches Verhalten an den Tag:

Kain erschlägt Abel, sie luchschen sich mit List und Tücke gegenseitig ihre Erstgeburts- und sonstigen Rechte ab, und meist ist es ihnen nicht einmal ein Linsengericht wert, sie vergewaltigen ihre Schwestern usw. usw. Und was "Brüderlichkeit" während der Französischen Revolution und auch später wert war, ist hinlänglich bekannt.

Da darf es nicht wundern, wenn kein Mensch Vertrauen zu einer Firma hat, die sich z.B. Brüder Eismann nennt, das Mindeste ist, dass man ein besänftigendes "Ge" davor hängt, und selbst durch dieses Puffer "GE" schlägt, z.B. in den Märchen der Gebrüder

Grimm, eine erschreckende Brutalität durch.

Es ist also geboten, Schillers Ode an die Freude umzuschreiben: Statt "Alle Menschen werden Brüder", hat es zu lauten: "Alle Menschen werden Schwestern" (als flankierende Maßnahmen könnte man Volkshochschulkurse zum Thema "Wie man Schwester wird ohne seine Männlichkeit zu verlieren" einrichten) - und falls die Männer das nicht mitmachen wollen, dann sollen sie meinetwegen Brüder bleiben.

(Sommerfest 7.9.1996)

Die Enthüllung

oder: "... ob sie gleich für sich allein zum Erkenntnis der Dinge gar nichts beitrage, so [...] veranlasst sie doch viel zu denken."¹ (und das dazugehörige Bild finden Sie auf S. 47)

Viele haben es immer schon gewusst, das Haeckelsche Biogenetische Grundgesetz, dass die Entwicklung eines Einzelwesens eine kurze Wiederholung seiner Stammesentwicklung sei, ist entweder Unsinn oder wurde schlichtweg falsch interpretiert.² Wir finden hier einen herausragenden und unangreiflichen Beleg dafür, dass die Entwicklung des Menschen seine Entwicklung beendet. Und ob es vor der Wickelung eine Entwicklung gab oder ob das zu Wickelnde mit einem Schlag da war, wird ewig Spekulation bleiben, ebenso wie Vermutungen darüber, ob sich unter dem Wickel etwas entwickelt hat. Das Verborgene ist nun mal - per definitionem und somit unhintergebar - verborgen. Beschäftigen wir uns also damit, was klar vor aller Augen liegt, denn das ist erstaunlich genug.

T1: Der Akt der Entwicklung ist das Ende der Entwicklung! (*These 1 nötigt allerdings zu einer Fallunterscheidung: Fall 1: Es gab/gibt eine verborgene Entwicklung, dann kommt diese zu ihrem Abschluss; d.h. es gibt zwei Typen von Entwicklungen, die zwar in einem Zusammenhang stehen, jedoch nicht identisch sind. Fall 2: Außer der sichtbaren Entwicklung gibt es keine Entwicklung, dann ist These 1 entweder Blödsinn oder ein so ungeheuer informativer Satz wie "Der Weg ist das Ziel".*

T2: T1 gilt (vorläufig) nur in Bezug auf den Menschen! (*Es wäre voreilig, These 1 auf andere Wesen anzuwenden, und es wäre falsch sie auf Pflanzen und Wetter anzuwenden; obwohl die endgültige Analyse, ob Änderung mit Entwicklung gleichzusetzen ist, noch aussteht, tun wir mal so als ob....*

T3: Es gibt keine Entwicklung = Veränderung, die nicht fremdbestimmt wäre. ⇒ Der Mensch entwickelt **sich** nicht. (*Er wird zu einem Zeitpunkt t entwickelt, und erst einmal der schützenden Hülle beraubt, ist er allen Unbilden des Lebens, des Wetters und den Stoffwechselendprodukten der Vögel hilflos ausgeliefert.*

¹ Kant, KdU, B VIII und B 193

² Ursprünglich sollte dieser Gedankengang explizit ausgearbeitet werden, dann nahm die Untersuchung jedoch eine ganz andere Richtung, so dass es eine Fußnote auch tut: Haeckels Gesetz ist a) wahr und b) nicht evolutionistisch zu deuten, sondern - die Dokumentation zeigt es - ein Beleg für den Kreationismus: Da hat sich nichts entwickelt, der Mensch war Mensch von Anfang an und dann hat sich nicht mehr viel getan!

Aus diesen drei Thesen können wir mancherlei folgern:
U.a. z.B., dass nur der eingewickelte Mensch irgendwie interessant ist - erst einmal enthüllt, ist augenfällig, dass nicht sonderlich viel, genauer: Gar nichts mit ihm los ist. Wollen wir den Nimbus des Besonderen aufrechterhalten, ist es geboten, dass wir uns alle schnellstens einwickeln lassen, nachdem es bedauerlicher- wenn auch notwendigerweise nicht mehr möglich ist, unsere Entwicklung zu verhindern.



Das Raumproblem in der Philosophie

(Weihnachtsfeier 19.12.1996)

Bekanntlich gibt es eine Kontroverse zwischen Newtonianern einerseits und Leibniz- und Berkeleyanern andererseits über die Beschaffenheit des Raumes, der, etwas unsachgemäß, aber verständlich dargestellt, darin gipfelt, dass für Newton zuerst der Raum da war, in dem sich dann so nach und nach die Sachen abgelagert haben, während für Leibniz und Berkeley erst die Bröckel herumliegen und die Fetzen fliegen, damit der Raum zustande kommt. Was die drei, und noch viele andere, von Aristoteles bis Zenon, seltsamerweise - oder vielleicht doch nicht so seltsamerweise - übersehen hatten, ist die Frage, ob es überhaupt einen Raum gibt. Sie unterstellten naiv, dass es ihn tatsächlich gäbe. Dieser leichtfertige Umgang mit unproblematisierten Existenzannahmen führte in der Folge dazu, dass Raumnutzungspläne erstellt wurden, eine Institution namens Raumfahrt kostenintensiv in Leben gerufen wurde, die den Bau von Raumschiffen nach sich zog; es gibt Raumlüfter, Raumspray, Raumbeauftragte, Raumordnungen, Raumteiler in Eiche furniert und in Kiefer massiv, es gibt die Raumdeckung, sogar eine Raumlehre, es gibt Gardinenverkäufer, die sich Raumausstatter nennen, es gibt Spielräume und Bewegungsräume, Vorstellungs- und Handlungsräume, und es gibt den Beruf der Raumpflegerin. Dass es all diese Dinge gibt, wurde und wird nun - wissenschaftstheoretisch höchst fragwürdig - als Beleg dafür genommen, dass es auch den Raum gibt - und dabei hätte man doch leicht, orientiert an:

Es gibt Tiere; es gibt Kreise, es gibt Tierärzte, es gibt Kreistierärzte, aber es gibt kein Kreistier!

wenn vielleicht auch nicht gerade etwas schließen, so doch zumindest stutzig werden können.

Wer, wenn nicht wir, sollte es denn besser wissen: Es gibt keinen Raum, und gäbe es ihn, er wäre nicht für Philosophen. Dem kontrafaktischen Zweig meiner Überlegungen möchte ich jetzt nicht nachgehen, sondern ihn absägen, obwohl das Kontrafaktische in der analytischen Philosophie höchstes Ansehen genießt. Halten wir uns lieber an den deskriptiven Satz "Es gibt keinen Raum", dessen Wahrheit auf der Hand liegt, auch wenn er nicht zu beweisen ist. Die Wahrheit liegt deshalb auf der Hand, weil alle Widerlegungsversuche bisher gescheitert sind, und weil es mit guten Gründen zu erwarten steht, dass auch künftige potentielle Falsifi-

zierer sich ihren letzten Kuchenzahn daran ausbeißen. Apropos "letzter Zahn": Es gibt einen wunderschönen jüdischen Fluch: "Alle Zähne sollen dir ausfallen - bis auf einen: für Zahnweh!"

Lassen sich mich die theoretischen Ausführungen, nicht den Fluch, an einem Beispiel verdeutlichen:

Repräsentanten eines philosophischen Instituts einer deutschen Universität wollten einmal, weil auch sie von einem Bild gefangen waren, nämlich dem von Aristoteles unter Mitarbeit unzähliger anderer gemalten Bild vom Raum, mehr Raum haben. In ihrer traditionsbedingten Naivität wandten sie sich erst vorsichtig tastend, dann etwas forscher auftretend an die Universitätsverwaltung, welche sowohl die bescheidene Anfrage als auch den nachhaltigen Antrag mit den Worten beschied: "Wir haben keinen Raum". Nun - und man kann das leicht nachvollziehen: Wenn ein Artikel in einem Geschäft nicht geführt wird, fragt man in einem anderen nach - begaben sich die wackeren Philosophen zu ihren unmittelbaren Nachbarn, weil sie vermuteten, diese hätten vielleicht Raum. Diese Vermutung kam übrigens nicht aus dem hohlen Bauch der Philosophen, sondern jene Nachbarn "Wirtschaftswissenschaftler" genannt, hatten sich viele Jahre lang so gebärdet und verhalten, als seien sie nicht nur im Besitz von Raum, sondern sogar von viel Raum. Die Wirtschaftswissenschaftler versicherten jedoch der Univerwaltung glaubhaft, dass auch sie keinen Raum hätten und deshalb notwendigerweise auch keinen übrig, sondern ganz im Gegenteil, auch sie bräuchten eigentlich welchen. Dass dies für unsere Philosophen weniger glaubhaft war, hängt damit zusammen, dass sie manchmal in banalen Situationen unerwartet kritische Tendenzen haben. Aber Philosophen haben nicht nur Tendenzen, sondern auch das Vermögen, andere zur Reflexion zu animieren. Bei einer Zusammenkunft an einem großen ovalen Tisch stellte sich heraus, dass auch Soziologen, Historiker, Literatur- und sonstige Wissenschaftler keinen Raum haben. Selbst Russen, denen man immer unterstellt, sie verfügten über unermessliche Räume, stimmten in die Wehklage ein.

Selbstverständlich muss etwas nicht notwendig im Besitz von jemandem sein, damit es zur Existenz kommt. Aber gerade dann, wenn dieses Etwas, im Fall unserer Philosophen: Der Raum, niemandem gehört, müsste es doch ein Leichtes sein, sich davon etwas anzueignen oder zumindest darauf zuzugreifen. Da genau aber dieser Zugriff misslang, erhärtete sich der Verdacht, dass es

vielleicht doch keinen Raum gibt, jedenfalls nicht in der Form wie man sich das gemeinhin vorstellt. Und da nun die Stichworte "Form" und "Vorstellung" fielen, fiel den Philosophen auch Kant ein. Aber bei näherer Betrachtung lag da nicht die Lösung des Problems. Davon abgesehen, dass kein Mensch wirklich versteht, was das heißen soll, der Raum sei die Form der äußeren Anschauung, ist eines ganz klar, in einer Anschauungsform kann man nicht wohnen, zumal wir seit Aristoteles wissen, dass Formen so allein für sich gar nicht möglich sind. Auch das gut gemeinte Angebot eines ihrer jüngeren Kollegen, es doch einmal mit dem chemischen Raum zu probieren, brachte nichts ein, da der chemische Raum bis oben hin voll ist mit Stoffen. Der Rückgriff auf die klassische Tradition brachte also für unsere Philosophen keinen Fortschritt, deshalb erschien es geboten, etwas jüngeren Raumvorstellungen Raum zu verschaffen, und es lag auf der Hand, dass hier Einstein die richtige Adresse, die Relativitätstheorie die geeignete Handlungsanweisung ist: Raum und Zeit sind nicht absolut voneinander unabhängig denkbar. Das Raum-Zeit-Kontinuum ist vom Bewegungszustand des Beobachters abhängig. Jetzt rennen besagte Philosophen herum, und wenn sie dabei auf der Stelle treten, ist das auch eine Bewegung; sie kreisen um Probleme und um sich, und je schneller sie sich bewegen, um so mehr Raumgewinn ist zu verbuchen - und allen Wirtschaftswissenschaftlern sollen alle Zähne ausfallen, bis auf je einen ...

Kontakt: renate.duerr@kit.edu - und diese dankt Frau Klaudija Ivok für die sorgfältige Überarbeitung, wobei noch etwaige bestehende Mängel allein der Ersteren zuzuschreiben sind!